Israelitische Wochenschrift

Nr. 27. | Berlin, 1. Juli 1904. | Jahrgang XIII.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Die Synagoge Oranienburgerstraße 30 bleibt an den Sabbaten bis auf Weiteres geschlossen.

Freitag, den 1. Juli, abends $7\frac{1}{2}$ Uhr.
Samstag, den 2. Juli, in der Alten Synagoge mrgs. $8\frac{1}{2}$ Uhr, in den anderen Synagogen morgens 9 Uhr.
Predigten: Synagoge Kaiserstr., vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Weiße. Synagoge Lindenstraße, vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Rosenzweig.
Jugendgottesdienst: Alte Synagoge, nachmittags 4 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Stier.
Abendgottesdienst 9 Uhr 33 Min.
Gottesdienst an den Wochentagen: Alte und Kaiserstraßen-Synagoge morgens $6\frac{1}{2}$ Uhr, in den anderen Synagogen 7 Uhr. Abends in allen Synagogen 7 Uhr.

Sitzung der Repräsentanten-Versammlung.

Sonntag, den 3. Juli cr., vorm. 11 Uhr, im Sitzungssaale Oranienburgerstraße 30 II.

Israel. Synagogen-Gemeinde Adass Jisroel.

Die Vermietung der Plätze unserer

Neuen Synagoge
Artilleriestr. 32

erfolgt von **Sonntag, 3. Juli ab** in den Stunden 10—12 vorm. und 4—6 nachm. in unserem Bureau **Gipsstr. 12 a.**

Der Vorstand.

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt I, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 27. Berlin, 1. Juli 1904. Jahrgang XIII.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Die heutige Nummer enthält das Jüdische Litteraturblatt Nr. 13.

Inhalt.

Der Aufenthalt Israels in Egypten.

Motto: Jahre lang schon bedien ich mich
meiner Nase zum Riechen;
Hab ich denn wirklich an sie auch
ein erweisliches Recht?

Wilhelm Spiegelberg, außerordentlicher Professor an der Universität Straßburg, hat eine Broschüre herausgegeben, die „der Aufenthalt Israels in Egypten" betitelt, mit 12 Abbildungen geschmückt und bei Schlesier und Schweckhardt in Straßburg erschienen ist. Der Verfasser geht im Vorwort davon aus, daß die moderne Bibelkritik „bekanntlich nachgewiesen" habe, die fünf Bücher Moses, wie wir sie heute besitzen, seien nicht von dem Religionsstifter verfaßt, sondern durch das Zusammenarbeiten von vier Hauptquellenschriften entstanden. In diesen vier Urkunden seien die Sagen teils gesammelt, teils verarbeitet worden, in denen das älteste Israel einst wie jedes kulturlose Volk seine Geschichte überliefert habe. Zu diesen Sagen gehöre auch der Aufenthalt Israels in Egypten. Die Spiegelbergsche Schrift ist nun der Aufgabe gewidmet, der sie auf 36 Seiten gerecht zu werden sucht, den historischen Kern jener Sage auszuscheiden und den geschichtlichen Hintergrund der in Rede stehenden Begebenheit im Licht der zeitgenössischen egyptischen und keilschriftlichen Urkunden zu beleuchten. Der Verfasser läßt dabei, wie er sagt, die größte Vorsicht walten, nicht nur der eigenen Kombinationslust, sondern auch den neuesten mythologischen Spekulationen gegenüber. Er hebt ausdrücklich hervor, daß er seine Meinung nicht für die allein richtige halte, und nimmt für seine jetzige Erklärung der Inschrift auf der im Nil-Delta von Flinders Patrie entdeckten und in dessen Auftrag von ihm, Spiegelberg, veröffentlichten Israel-Stele nur Wahrscheinlichkeit in Anspruch, während er die Entscheidung der Frage in erster Linie von weiteren Ausgrabungen abhängig macht.

Spiegelberg läßt es in der Tat an der versprochenen Vorsicht nicht fehlen. Er bewährt sich insofern als ein wissenschaftlicher Mann, als er nicht unterläßt, die ihm bekannten Momente aufzuzählen, die nach seiner Kenntnis etwa gegen seine Auffassung gedeutet werden könnten. Daß er in dem Pentateuch kein Buch der Offenbarung sieht, ist selbstverständlich; und fast ebenso selbstverständlich ist es — nach der Uebung seiner Fachgenossen — daß er jedes zusammenhanglose und zufällig ausgegrabene Dokument für beglaubigter und demgemäß für beglaubigender hält als die Bibel. Daraus darf dem Verfasser kein individueller Vorwurf gemacht werden, denn für seine Kreise hat einmal der Umstand, daß etwas Jahrtausende unter Schutt und Moder geruht hat, mehr weihende und heiligende Kraft, als die Wahrnehmung, daß etwas in jahrtausendelangem Geisteskampf sich lebensfähig erwiesen und erhalten hat.

Nachdem ich gern rühmend anerkannt habe, was eigentlich bei der Arbeit eines wissenschaftlichen Mannes garnicht fehlen kann, muß ich meinen Bemerkungen zu Spiegelbergs Auseinandersetzungen noch eines vorausschicken: Ich nehme in der Regel als völlig erwiesen und richtig an, was Spiegelberg aus seinem egyptologischen Gebiet sagt. Meine Kritik stützt sich nur auf das Feld, auf dem mir eigene Nachprüfung möglich ist, auf das der Bibel und der Logik.

* * *

Spiegelberg bezeichnet als „feststehend", daß die verschiedenen Quellen des Alten Testaments von dem Aufenthalt

Israels in Egypten nur eine „sagenhafte Erinnerung" gewahrt haben. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß die betreffenden Berichte durchaus alle Merkmale der Sage an sich tragen, daß wir vergeblich nach einer Zeitbestimmung, nach historisch nachweisbaren Persönlichkeiten fragen. „Wo wir z. B. in Egypten den Namen eines Königs erwarten, wird von dem König schlechthin gesprochen. Denn nichts anderes heißt ja Pharao, „das große Haus" (per-o), wie der Egypter seinen Herrscher bezeichnete, ähnlich wie der Türke seine Regierung die Hohe Pforte nennt. Erst in den alttestamentlichen Berichten über die israelitische Königszeit, die wir auch aus innern Gründen als historische anerkennen müssen, sind die Pharaonen (Schischak, Tirhaka, Necho, Hophra) mit Namen genannt".

Es ist zuzugeben, daß zuweilen — keineswegs immer — die Sage nicht individualisiert. Doch unzweifelhaft ist, daß gerade die zeitgenössische Aufzeichnung nur ganz ausnahmsweise einen Königsnamen nennt. Der Name des jeweiligen Herrschers ist dem Aufzeichnenden und allen denen, an die er sich wendet, geläufig. Auch unsere Zeitungen sprechen bloß vom „Kaiser", und sie müssen eine bestimmte Hervorhebung beabsichtigen, wenn sie von „Kaiser Wilhelm II." reden. Spiegelberg selbst zitiert u. a. einen Klagebrief des Präfekten Abdiba an den Pharao. In diesem Brief ist wiederholt vom König die Rede, ohne daß sein Name genannt wird. Er zitiert ferner den Bericht eines egyptischen Beamten an seinen König, worin der Schreiber den Königsnamen gleichfalls nicht nennt, ihn vielmehr als „Pharao, die schöne Sonne aller Länder" bezeichnet. Was Spiegelberg als ein sicheres Zeichen der Sagenhaftigkeit betrachtet, darf sonach mit gleichem, wenn nicht mit besserem Recht als ein Zeichen für den zeitgenössischen Charakter des Urberichts und seiner Niederschrift angesprochen werden. Die biblischen Berichte über die israelitische Königszeit sind nicht zeitgenössische Aufzeichnungen. Hier erscheinen daher die differenzierenden Namen.

(Nebenbei möchte ich darauf aufmerksam machen, daß der Türke seine Regierung nicht „hohe", sondern „erhabene" Pforte nennt, was nicht genau dasselbe ist, und daß die „Pforte", das Tor, auch die biblische Bezeichnung des Richter-, d. h. des Regierungs-Sitzes ist.)

Sehr treffend sind Spiegelbergs Ausführungen darüber, daß der Mangel an egyptischen Inschriftszeugnissen für den Auszug Israels aus Egypten nichts gegen die historische Tatsächlichkeit des Aufenthalts der Israeliten in Egypten beweist. Die „egyptische Episode" in der Geschichte Israels stellt Spiegelberg wie folgt dar:

„Semitische Nomaden zogen einmal zur Zeit, da in ihren Stammsitzen eine Hungersnot herrschte, in das fruchtbare Niltal, um dort vorübergehend ihr Vieh zu weiden. Einer dieser Clans, dessen Stammesgenosse wie so viele semitische und ausländische Beamte damals eine hohe Stellung im Staat einnahm, erhielt die Erlaubnis zu längerem Aufenthalt und siedelte sich in dem Distrikt Gosen im Delta an. Im Lauf der Zeit änderte sich die politische Lage Egyptens, so daß die Existenz einer semitischen Enklave gefährlich wurde. Die egyptische Regierung wußte sich dadurch zu schützen, daß sie den inzwischen stark angewachsenen Stamm unter strenge Aufsicht stellte, bis dieser schließlich unter Führung des Mose von dem Pharao die Erlaubnis zum Auszug erzwang."

Ich wüßte hiergegen nichts einzuwenden. Der Bibelgläubigste würde genau dasselbe schreiben, wenn es seinem Geschmack entspräche, den biblischen Bericht in äußerster Kürzung mit modernen und abseitsliegenden Ausdrücken („Clan") aufzuputzen. Ich wüßte aber auch nicht, weshalb der gelehrte Aufwand nötig war, um zu so überschlichtem Ergebnis zu gelangen.

Spiegelberg ist sicher im innersten Gemüt überzeugt, einen Beweis von Unbefangenheit und fehlender Voreingenommenheit zu geben, wenn er in irgend einem Punkt an einer Angabe der biblischen Berichte nicht zweifelt — sobald ein solcher Zweifel offenbar unsinnig wäre. Die biblische Geschichtsschreibung gilt ihm im vorhinein für tendenziös. Ihm würde die Tradition von dem Aufenthalt Israels in Gosen „natürlich verdächtig und wertlos" sein, wenn zu irgend einer Zeit daraus ein Rechtsanspruch Israels auf dieses Land hergeleitet worden wäre. Ihm ist die egyptische Erziehung Moses bloß deshalb nicht erfunden, weil solche Erfindung nicht in Einklang wäre mit dem Charakter des Alten Testaments als einer „Tendenzschrift zum Ruhm Jahves und seines auserwählten Volkes". Jene egyptische Erziehung müsse vielmehr so fest gestanden haben, „daß ihn die Tendenzschriftsteller nicht beseitigen konnten", daß „selbst eine tendenziöse Geschichtsschreibung sie nicht umgehen konnte". Das ist, wie oben schon erwähnt, nach der gewohnheitsmäßigen Stellungnahme weiter Gelehrtenkreise gegenüber der Bibel nicht eben verwunderlich. Es wäre sogar von ihrem Standpunkt aus berechtigt, wenn sie die gleiche skeptische Vorsicht überall anwendeten. Doch das ist nicht der Fall, auch bei Spiegelberg nicht. Die Wahrheitsliebe, die sich in der Bekundung von der egyptischen Erziehung Moses ausspricht, ist weit davon entfernt, bei ihm den Berichten der Bibel wenigstens soweit Kredit zu verschaffen, als nicht abweichende Berichte gegenüberstehen. Ihm ist die Bibel unter allen Umständen beweisfällig, und wo der Beweis nicht außerhalb der Bibel geliefert ist, wo nicht die Unmöglichkeit einer abweichenden Vorstellung offenbar ist, da hält er sich noch für sehr zurückhaltend, wenn er in den biblischen Erzählungen bloß ein Gemisch von Dichtung und Wahrheit erkennt. Etwas mehr Selbstkritik wäre hier wohl am Platz gewesen, und sie war nicht einmal schwer. Spiegelberg schreibt:

„Daß Moscheh dem nicht seltenen egyptischen Personennamen Môse entspricht („Sohn" mit zu ergänzendem Gottesnamen, also Abkürzung eines theophoren Eigennamen wie Thutmôsis, Sohn des Thot), ist sehr wahrscheinlich. Der verfehlte Versuch des Elohisten (Exod. 2, 10), den Namen hebräisch zu erklären (משה heißt bekanntlich „herausziehend", nicht „herausgezogen", wie der Elohist für seine Etymologie annehmen muß), erweist ihn wenigstens deutlich als nicht israelitisch."

In dieser Ausführung ist ungefähr alles unrichtig. Nach Spiegelbergs eigener Angabe ist Môse kein egyptischer Personenname, sondern nur der insignifikante Zusatz eines Personennamens. Spiegelberg selbst behauptet nicht, daß die Bezeichnung Mose (Sohn) für sich allein als egyptischer Personenname je vorgekommen sei. Wohl ist es möglich — nur möglich, noch nicht wahrscheinlich — daß bei der Namengebung für den Knaben, der unter der Hut der Pharaonentochter stehen sollte, der egyptische Anklang mitbestimmend war. Daß משה „herausziehend" bedeutet, und nicht „herausgezogen", ist natürlich richtig. Doch bei begründenden Namengebungen hat die Etymologie zu keiner Zeit eine entscheidende Rolle gespielt. Herr Spiegelberg mag sich bei seinem alttestamentlichen Kollegen Herrn Prof. Georg Beer erkundigen, bei dem er sich nach den Angaben des Vorworts sonst Rat geholt hat — allerdings nicht oft genug.

Noch ein Wort von der „Tendenz" der mosaischen Schriften. Herr Spiegelberg und seine Kollegen setzen eine solche „Tendenz" voraus, weil ihnen der Geist jener Schriften nicht aufgegangen ist. In jenen Schriften gibt es keine

„jahvistische" und keine „nationale" Tendenz. Keinem eifrigsten Bekenner der Lehren Moses hat Moses egyptische Erziehung je Beklemmungen verursacht. Mose wurde zu unsrem Mose nicht durch die Weisheit der Priester des Pyramidenlandes, sondern durch die Sendung vom Dornbusch, die kein Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung ist noch sein kann. Weltliche Klugheit hat Mose überallher geschöpft und sie zur Weisheit erhoben, indem er sie mit dem jüdischen Geist, mit dem Offenbarungsgeist, d. i. mit dem Geist der Gerechtigkeit durchtränkte. So nahm er ohne Zögern den Rat seines erfahrenen Schwiegervaters, des Medianiterpriesters Jetro, an, der ihm empfahl, die Rechtsprechung in Instanzen zu gliedern und nur die Entscheidung großer Streitfälle sich vorzubehalten. Er handelte genau nach seines Schwiegervaters Wort, mit der einzigen, stillschweigenden Abweichung, daß er nicht die großen, sondern die schwierigen Streitfälle seiner Entscheidung vorbehielt. Solche Entlehnungen aus heidnischer Quelle sind vielfach im Alten Testament zu finden. Und alle diese Entlehnungen ohne Ausnahme zeigen eine wunderbare ethische Läuterung im jüdischen Schmelzofen, ohne daß in einem einzigen Fall diese Läuterung im Bericht unterstrichen wäre. Wer offenen Sinnes ist, kann daraus zur Beurteilung des Charakters der Bibel mehr erfahren, als selbst die Hochschulweisheit sich träumen läßt. Doch will ich nicht verhehlen, daß ich den christlichen Bibelexegeten — sie mögen auf dem Umweg über Babel oder über Egypten zur Bibel gekommen sein — viel zu gute halte, weil sie durch die heiligen Schriften ihrer Religion, die Tendenzschriften sein wollen, zu der Vermutung gekommen sein mögen, die mosaischen Schriften wollten das nämliche sein.

Spiegelberg sagt sodann:

„Wie ich bereits oben andeutete, fallen für mich alle Nebenzüge als historisch wertlos fort. So gehören die hebraisierten egyptischen Namen Potiphar (Gen. 37, 36), Asnath (Gen. 41, 45) und der egyptische Name Josephs Zaphnatpaneach (Gen. 41, 45) der Novellenbildung des Elohisten an, und das schöne Ergebnis, daß man aus diesen Namen einen Anhalt für das Alter der betreffenden Quellen gewonnen hat, hat nur für die Geschichte der Tradition Wert — für unsere Fragen ist es belanglos. Immerhin möchte ich doch erwähnen, daß das egyptische Kolorit in der Erzählung der jahvistischen und besonders der elohistischen Quelle ziemlich gut getroffen ist. Natürlich dürfen wir keine Arbeit von Stubengelehrten erwarten, die aus schriftlichen Quellen schöpften, dazu sind die egyptischen Farben denn doch zu blaß. Vielmehr beruht vieles auf mündlichen Mitteilungen, etwa von egyptischen Kaufleuten oder egyptischen Soldaten, die dem Palästinenser von ihrer Heimat erzählten. Manches mag aber auch umgekehrt der israelitische Erzähler im Niltal selbst gesehen und beobachtet haben, als er etwa im 7. Jahrhundert das Delta besuchte, denn auf diese Zeit können die oben erwähnten egyptischen Eigennamen weisen."

Das ist stolz und sehr zuversichtlich, ein wenig von oben herab gesprochen. Ich würde, was ich überaus gern tue, mir davon haben imponieren lassen, und ich hätte ohne Zögern geglaubt, daß Spiegelberg im pharaonischen Egypten zum mindesten so gut daheim sei wie im Elsaß — wenn nicht Spiegelberg selbst in vorbildlicher schöner Bescheidenheit vorher gesagt hätte, daß eine Prüfung der schier unübersehbaren Menge der egyptischen Inschriften auf ihre historische Brauchbarkeit zu dem „Gefühl der Hoffnungslosigkeit" führe, daß nur ein verschwindend geringer Bruchteil historisch verwendbar sei — und wenn er nicht in einer Anmerkung ausdrücklich hervorhöbe, daß seine auf die Eigennamen gestützte Konjektur über die Zeitbestimmung recht unsicher sei, da jene

„drei Eigennamen vereinzelt auch früher nachweisbar sind, indessen פוטיפרע und צפנת פענח nicht vor der Dynastie XX (u. 1200 vor Chr.). Dabei ist weiter zu beachten, daß unser Eigennamenmaterial für 1200—800 recht dürftig ist, also das nur vereinzelte Vorkommen der Namen auch aus diesem Tatbestand erklärt werden kann."

Diesem Bekenntnis gegenüber macht es einen eigentümlichen Eindruck, daß Spiegelberg sagt, „die gelegentlich herangezogenen Zeitangaben der Bibel sind jetzt wohl allgemein als Zahlenspielereien anerkannt worden". Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß gegenüber der positiven Angabe (Exod. 12, 40) „die Dauer des Aufenthalts der Kinder Israel in Egypten war 430 Jahre" mir die Spiegelbergschen Vermutungen über das Jahrhundert des Auszugs als Zahlenspielereien erscheinen, die weder durch ihre Verwegenheit noch durch die Sicherheit, mit der sie vorgetragen werden, an Vertrauenswürdigkeit gewinnen. Für die Darstellung der Bibel von dem Aufenthalt der Israeliten in Egypten spricht in allen Einzelheiten die innere Wahrscheinlichkeit, so daß auch für den, dem die Bibel kein heiliges Buch ist, kein leisester Grund vorliegt, an den Angaben zu zweifeln. Spiegelberg läßt gelten, wie oben angeführt, daß ein hebräischer Stamm, durch Hungersnot aus seinen Sitzen vertrieben, nach Egypten gekommen und dort durch die Vermittelung eines zu hoher Staatsstellung gelangten Blutsverwandten freundlich aufgenommen worden sei. Ob dies zur Zeit der Hyksosherrschaft gewesen, das weiß ich so wenig wie Spiegelberg, und Spiegelberg weiß es so wenig wie ich. Er hat Vermutungen, denen ich mich nicht anschließe, weil sie mir haltlos scheinen, und weil die Gründe selbst, die er für seine Vermutungen anführt, gegen sie sprechen.

Zwischen den Tagen Josephs und der Bedrückung der Israeliten in Egypten liegt ein langer Zeitraum, und in diesen Zeitraum muß das Aufkommen eines neuen und fremdbürtigen Herrschergeschlechts in Egypten gefallen sein. „Es erhob sich ein neuer König über Egypten, der von Joseph nichts wußte", heißt es Exod. 1, 8. Der neue König kann nicht ein Nachkomme des Pharao Josephs gewesen sein, auch kein Nachfolger aus anderem egyptischen Herrschergeschlecht. Denn unmöglich konnte bei einem landsässigen Fürsten die Erinnerung an Joseph verschwunden sein, der die Verfassung des Reichs von Grund aus geändert und der Macht der Pharaonen die breiteste wirtschaftliche Unterlage, den Besitz des gesamten nichtpriesterlichen Ackerlandes gegeben hatte. Nur bei einem (vermutlich fremden) Eroberer läßt sich solche Unkenntnis der Landesverhältnisse als möglich voraussetzen. Nur ein fremder Eroberer auch, der seinen Thron im wesentlichen auf die mitgebrachten Heerscharen stützen durfte, konnte zu seinem Heerbann sagen: „Seht, das Volk Israel ist zahlreicher und stärker denn wir" (Exod. 1, 9.). Im Mund eines egyptischen Egypterkönigs wäre das der Ausdruck erbärmlicher Verzagtheit und eine offenbare Unwahrheit gewesen. Lediglich aus dem Mund eines vermutlich frembbürtigen Eroberers ist auch die weitere Bemerkung verständlich: „Wir müssen es klug anstellen, daß ihre Zahl nicht zunehme. Sonst möchten bei ausbrechendem Krieg auch sie zu unsern Feinden stoßen, uns bekämpfen und von dannen ziehen" (Exod. 1,10). Denkt man hieran, so wird zugleich hinfällig, was Spiegelberg anführt, um die biblische Erzählung von der Verfolgung der ausziehenden Israeliten durch Pharao und sein Heer und von Pharaos Untergang im Schilfmeer als „der novellistischen Ausgestaltung durch spätere Generationen angehörig" zu erweisen. Er sagt:

„Rationalistische Erklärer des Durchzugs durch das Schilfmeer sollten vor allem erwägen, wie bedenklich die Annahme ist, daß das egyptische Heer einer Katastrophe zum Opfer fiel, welche eine völlige Unkenntnis der eigenen Landesverhältnisse voraussetzt, noch dazu an einer Stelle, welche die uralte Heerstraße der egyptischen Armeen war."

War der Pharao, wie oben dargetan, ein fremder Eroberer, so war er eben der Landesverhältnisse unkundig und wußte von der „uralten Heerstraße der egyptischen Armeen" so wenig wie von Joseph! Diese Betrachtung, die aus dem biblischen Bericht sich aufzwingt, macht hinfällig, was Spiegelberg als Vermutung aufstellt:

„Wer durchaus eine historische Erklärung dieses Sagenmotivs haben will, der mag annehmen, daß einmal hier am Schilfmeer ein Heer seinen Untergang fand und die Erinnerung an ein solches Ereignis auf die Ausgestaltung der israelitischen Sage einwirkte. Vielleicht aber ist die ganze Erzählung von der Verfolgung durch den Pharao nichts weiter als die Erinnerung daran, daß die Gosenstämme nach ihrem Auszug aus Egypten gegen den Pharao kämpften, dessen Joch sie im Bunde mit den Kanaanäern abschüttelten."

Die obigen Ausführungen behalten auch Geltung, wenn man annimmt, daß die Einwanderung Israels in Egypten unter der Hyksosherrschaft stattfand und ihr Auszug in die Zeit nach dem Sturz der Hyksosherrschaft fiel, da die Egypter der Selbstregierung entwöhnt und des eigenen Landes unkundig geworden waren. Doch das bemerke ich nur nebenbei, weil ich Herrn Spiegelberg nicht auf das Gebiet der Konjekturen folgen will. Hier sollte blos gezeigt werden, daß es weit wahrscheinlichere Konjekturen giebt, als die Spiegelberg aufstellt.

Konjektur, ganz willkürliche Konjektur ist es, wenn Spiegelberg einen palästinensischen Israelstamm supponirt, der mit den verwandten hebräischen Gosenstämmen gemeinsame Sache zur Bekämpfung und Abschüttelung der egyptischen Herrschaft macht. Anzuerkennen ist die Ehrlichkeit, mit der Spiegelberg sich ausdrückt. „Im Vergleich zu den Palästinastämmen," meint er, „sind die Gosenstämme stets von geringerer Bedeutung gewesen, sie werden auch in der Blütezeit nur ein unbedeutender Haufen gewesen sein. Der Weidedistrikt Gosen konnte kein großes Volk ernähren, und gewiß ist immer die überschüssige Volkskraft wieder in das Mutterland Palästina zurückgeströmt." Hier wird wenigstens mit Offenheit die blanke, nur auf Phantasien gestützte Vermutung als geschichtliche Wahrheit feilgeboten. Aber Spiegelberg hat ein kurzes Gedächtnis. Drittehalb Seiten, nachdem er, wie hier angeführt, als „gewiß" hingestellt hat, daß die überschüssige Volkskraft der hebräischen Gosenstämme aus dem Delta „immer wieder in das Mutterland Palästina zurückgeströmt" ist, erzählt er, daß ein unbemerktes Passieren der Sperrforts auf der Landenge von Suez „undenkbar" war, und erinnert an die Schwierigkeiten, unter denen in einer früheren Zeit (u. 2000 v. Chr.) „ein einzelner landflüchtiger Egypter nachts durch die Befestigungskette gelangt ist."

Ich habe gesagt, daß der palästinensische Israelstamm als ein hebräischer Stamm nur in der Phantasie Spiegelbergs existiert. Es wäre unbillig, wollte ich verschweigen, was Spiegelberg zu seiner Vermutung gebracht hat: Das ist die eingangs erwähnte Israelstele, die nach Spiegelberg aus dem 5. Regierungsjahr des Merneptah stammt und die Siege des Königs feiert. Spiegelberg giebt sie deutsch wie folgt wieder:

„Die Fürsten sind zu Boden geworfen
Und flehen um Gnade;
Niemand unter den Fremdvölkern erhebt sein Haupt.
Verwüstet ist Libyen,
Cheta ist zur Ruhe gebracht,
Der Kanaan ist gefangen mit allem Schlechten,
Fortgeführt ist Askalon,
Genommen ist Gezer,
Jenoam ist zu nichts gemacht,
Der Israelstamm ist verwüstet ohne Feldfrucht,
Palästina ist eine Witwe für Egypten geworden;
Alle Länder insgesamt sind in Frieden;
Jeder, der umherschweifte, ist durch den König
Merneptah . . . gezüchtigt worden."

Ich kann gegen die Genauigkeit der Interpretation keinen Einspruch erheben, obwohl ich nicht verschweigen darf, daß ich ein gewisses Mißtrauen hege, da ich sehe, wie Spiegelberg den zur Analogie herangezogenen ersten Vers des Klageliedes übersetzt:

„Ach wie einsam ist die Stadt,
[einst] reich an Volk,
Wie ist zur Witwe geworden,
die groß war unter den Nationen."

Spiegelberg muß hier seinen Kollegen Georg Beer wieder nicht gefragt haben, sonst hätte er gehört, daß jener Vers in deutscher Sprache lautet:

„Ach, wie einsam liegt die Stadt!
Die volkreiche ist wie eine Witwe geworden;
Die eine Völkerbeherrscherin war, eine Völkerfürstin,
Ist zinsbar geworden."

Die vierte Zeile in der Spiegelbergschen Uebersetzung ist nicht der Abschluß des ersten, sondern der Anfang eines zweiten Gleichnisses. Der Irrtum ist nicht sehr schlimm, aber er zeugt nicht gerade von wissenschaftlicher Genauigkeit.

Was nun die Stele betrifft, so spricht sie, nach Spiegelberg, von einem Israelstamm, der in Palästina oder bei Palästina gewohnt hat. Daß dieser angebliche Israelstamm mit dem Volk Israel oder mit einem Teil des Volkes Israel identisch wäre, dafür fehlt jeder Versuch eines Nachweises. Namen kehren wieder. Unter den Hyksoskönigen hat es einen Jakob-el gegeben, wie Spiegelberg selbst anführt; ein anderer Hyksosfürst heißt — wiederum nach Spiegelberg — „vielleicht" Simeon. Warum sollte ein palästinensischer Stammesfürst, ein Zeitgenosse Königs Merneptah, nicht den zweiten Namen Jakobs, Israel, geführt haben? Um jene Identität anzunehmen, muß man von der Voraussetzung ausgehen: Was in der Bibel steht, ist bis zum zwingenden Beweis des Gegenteils als falsch zu präsumieren, und jede willkürlichste Vermutung hat den Angaben der Bibel gegenüber größeren Anspruch darauf, für geschichtliche Wahrheit zu gelten.

Spiegelberg faßt am Schluß seiner Broschüre zusammen, was er „auf Grund der egyptischen und keilinschriftlichen Urkunden" als den „geschichtlichen Hintergrund der Sagen vom Aufenthalt Israels in Egypten" betrachtet:

„Unter den semitischen Stämmen, welche sich etwa im 17ten und 16ten vorchristlichen Jahrhundert — vielleicht im Gefolge der Hyksos — in Egypten niederließen, befanden sich die Clans, welche im Lande Gosen, einem fruchtbaren Weidedistrikt des östlichen Deltas, Aufnahme fanden. So lange in der Blütezeit des egyptischen Staates die Ostgrenze des Deltas sicher war, so lange Syrien und Palästina die egyptische Oberhoheit anerkannten, blieben die Gosenstämme im ungestörten Besitz ihres egyptischen Wohnsitzes. Als aber unter Ramses II. die Lage des Reiches ernst wurde,

No. 13. — 1904. Jüdisches Jahrg. XXVII.

Litteratur-Blatt.

Zur Beleuchtung aller Judentum und Juden betreffenden litterarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Ethnographie, Theologie, Orientalia, Exegese, Homiletik, Liturgik und Pädagogik.

Begründet von Rabbiner Dr. **M. Rahmer.**

Verantwortlicher Redakteur:
Rabb. Dr. **L. A. Rosenthal** in Preußisch Stargard.

Verlag und Expedition:
Arthur Scholem, Berlin C., Roß-Straße 3.

Bücher der einschlägigen Litteratur, deren Besprechung in diesem Blatte gewünscht wird, sowie Briefe und Manuskripte sind an die Redaktion Inserate u. Beilagen an die Expedition franco einzusenden.

Rahmer's „Jüdisches Litteratur-Blatt" erscheint **monatlich** zwei Mal und kostet bei allen Buchhandlungen (oder bei direktem Bezuge durch Arthur Scholem, Berlin, Roßstr. 3) vierteljährlich **eine** Mark. — Die Abonnenten der in demselben Verlage erscheinenden **„Israelitischen Wochenschrift"**, welche bei allen Postanstalten und Buchhandlungen vierteljährlich **3.— M.** kostet, erhalten das „Jüdische Litteratur-Blatt" als **Gratis**-Beilage. — **Inserate** werden mit **20 Pfg.** die viergespaltene Zeile berechnet und sind an die Expedition in Berlin zu senden.

Im Kampfe um Bibel und Glauben.

Betrachtung in Form von Besprechungen einschlägiger Werke.

I.

Dr. D. Hoffmann: Die wichtigsten Instanzen gegen die Graf-Wellhausensche Hypothese. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Rabbinerseminars zu Berlin). Nathansen & Lamm. 3 Mk.

Dem Worte „Es ist Alles schon dagewesen" kann man ein anderes entgegensetzen: „Alles Alte kehrt wieder!" Die Wortführer der theologischen Wissenschaften mögen oft der Meinung sein, eine fortschreitende Entwicklung der Ansichten begrabe das Alte auf Nimmerwiedersehen. Das ist, wie überall, so auch hier eine Täuschung. Und wäre die neueste Auffassung wirklich die wahrste — ein solcher Beweis kann zum Glücke für die wissenschaftliche Weiterarbeit nie geführt werden — sie müßte dennoch den Kampf gegen eine andere aufnehmen. Der Schüler tritt gegen den Meister auf, wäre es auch, um frühere, scheinbar verachtete, in Wirklichkeit zu wenig beachtete Gesichtspunkte hervorzukehren. Sonst würde die Wissenschaft an ihrer eigenen Selbstgefälligkeit sterben. Wo kein Kampf, keine Erörterung vorhanden ist, da regt sich auch kein geistiger Atemzug.

Es gibt wohl kaum eine mehr anerkannte Auffassung in der Bibelwissenschaft, als sie gerade Wellhausen aufgestellt hat. Seine ursprünglichen Gegner sind wohl oder übel schließlich seine Anhänger geworden, ja, wie Kuenen, über ihn hinausgegangen, aber immerhin stehen die maßgebenden Kreise auf seinen Schultern. Der Widerspruch regt sich nur im Einzelnen, oder unwillig schweigen diejenigen, die in dem Siege Wellhausens das Ende des Bibelglaubens sehen. Sie wollen nicht zustimmen, sie können nicht dagegen streiten, darum entsagen sie am liebsten der Arbeit auf heiligem Gebiete und hüllen sich als Freunde des Herkommens in tiefes Schweigen.

Wer aufmerksam die gesamte Arbeit der Bibelforscher zu überschauen sich bemüht, der muß allerdings bemerken, daß seit einiger Zeit ein frischer Lebenstrieb sich im Auftreten gegen anerkannte Grundlagen der Wissenschaft geltend macht. Selbst de Wette, der das Deuteronomion in die Josiazeit verlegt hat, hält nicht Stand. Steuernagel mit seinen Arbeiten über das Deuteronomion (s. No. 22 und 23 des vorigen Jahrgangs) und Fries mit seiner „Gesetzesschrift des Josia" (s. unser „die Bibelkritik auf der Umkehr" No. 16, 17 das.) haben u. A. kräftig und wie wir glauben wirkungsvoll an dieser Anschauung gerüttelt: wir haben darin ein Vorzeichen gesehen, daß Andere folgen werden. In unserem „Zurück zur Bibel" hatten wir im Jahre 1902 die jüdischen Theologen zur Mitarbeit auf diesem von ihnen wenig bearbeiteten Gebiete aufgefordert; wir haben dort die Möglichkeit eröffnet, daß man den längst aufgegebenen Posten der Ueberlieferung nach und nach gerade durch wissenschaftliche Gründlichkeit sich wieder erobern könne; der Offenbarungsgläubige selbst sollte das bewirken, indem er sich auf den Standpunkt des rücksichtslosen Forschers stellte. Diese unsere Ansicht begegnete mannigfachem Widerspruche.

Sie findet eine starke Bestätigung in Hoffmanns neuester Schrift: „Die wichtigsten Instanzen gegen die Graf-Wellhausensche Hypothese." Eine Hypothese ist Hoffmann diese herrschend gewordene Auffassung gewesen und geblieben, trotz ihrer großen Erfolge. Für ihn hat das Jahr keine heiligende Kraft gehabt, ihm ist's, als wäre Wellhausen heute aufgetreten. Zweifelt Cartesius am Dasein der Welt, trotzdem sie uralt ist, so darf Hoffmann wohl an der unbedingten Wahrheit einer erst seit Jahrzehnten herrschenden Ansicht zweifeln, trotzdem unsere schnellebige Welt schon fast vergessen hat, wie zweifelhaft sie beim ersten Auftauchen erschienen ist. Und Hoffmann erfaßt sofort die Hauptstütze des ganzen Gedankens: Nicht ist der Priesterkodex jünger als das Deuteronomion, sondern er erweist sich als älter. Nicht ist Leviticus mit den ihm verwandten Teilen in Babel und zu Esras Zeit entstanden und verkündigt worden. Was will nach Wellh.-Kuenen der Priesterkodex? Er will in Vergessenheit bringen, daß man jemals wo anders geopfert habe als im Tempel zu Jerusalem.

Und da läßt er im Gegensatze zu allen anderen Quellen das Peßachopfer in Egypten in den Häusern darbringen, er, der selbst von den Opfern der Stammväter nichts wissen will und sie verschweigt? Er wacht ängstlich darüber, daß die von ihm gebotenen Opferhandlungen nur gültig seien. Der Sühnegottesdienst des hohen Priesters erfordert nach P. das Verhandensein einer Bundeslade hinter dem Vorhange des Stiftszeltes Angeblich schafft er erst das Zelt, welches die Bundeslade im Inneren hat. Und zu welchem Zwecke? Um den Versöhnungsgottesdienst in die Gefahr der Ungültigkeit zu bringen, da doch der zweite Tempel gar keine Bundeslade mehr hatte. Hesekiel soll älter als P. und dessen Vorbild sein. Abgesehen von der inneren Unmöglichkeit dieser Annahme aus gesetzlichen Gründen scheint Ezechiel aber der sprachliche Nachahmer aller pentateuchischen und vieler prophetischen Quellen zu sein — und alle diese hat P. nicht benutzt, als er den Hesekiel ausschrieb, nur diejenige, die ihn selbst kennzeichnet? Stellt sich da nicht Hesekiel als der Spätere, als der Nachahmer heraus? Und wenn wir uns die anderen Quellen fortdenken — warum soll die Esrazeit auf P. beruhen? Weil P. von dem Verbot der Mischehe gar nicht spricht, trotzdem Esra so schwer dagegen zu kämpfen hatte? Weil P. den Erlaß der Schulden im siebenten Jahre nicht erwähnt, wozu sich doch die Zeitgenossen des Nehemia verpflichten? In dieser Weise erschüttert Hoffmann das Wellhausensche Gebäude in seinen Grundfesten, nicht etwa blos in unwesentlichen Einzelheiten, wie man durch den Einblick in den reichhaltigen Inhalt des Buches erfahren kann.*) Er zeigt auch, wie diese Auffassungen hergestellt werden; wie man z. B. das Heiligkeitsgesetz mit seinen menschheitlichen Satzungen zu einer besonderen Quelle macht, um P. zu einem verknöcherten Gesetze der bloßen äußeren Formen ohne Inhalt zu machen.

An diesem Buche wird kein Bibelforscher vorübergehen dürfen, und ein Totschweigen wird den Lauf desselben nicht hemmen. Aber auch der Talmudkenner wird aus der reichhaltigen Benutzung der Ueberlieferung reichen Nutzen schöpfen. Hoffmann hat vielfach zeigen können, wie die Weisen des Talmuds die biblischen Fragen gekannt und wie sie dieselben beantwortet haben. Mit ganz besonderer Genugtuung haben wir hier die Bestätigung unserer früheren Aeußerung gefunden: „Wir werden dartun können, daß unseren Alten die Fragen der Bibelkritik keineswegs unbekannt gewesen sind; viele ihrer auf den ersten Blick uns unverständlichen Deutungen haben den Zweck, diese Rätsel zu lösen.“ (In „Zurück zur Bibel!“)

Die Hoffmannsche Schrift, die als „erstes Heft“ noch gute Nachfolger verspricht, ist kein Buch, sondern ein Ereignis, recht dazu geeignet, unsere eigenen Kreise aus ihrem Schlummer zu wecken und die Wortführer der Bibelkritik zu erneuter Prüfung ihrer Ergebnisse anzuregen. Anregung ist aber das höchste, was ein Werk bieten kann.

*) Vgl. unsere Besprechung des Hoffmannschen Werkes in der „Jüdischen Presse“ No. 22—23.

Man belegt die Anhänger einer erhaltenden Bibelwissenschaft gern mit dem Namen „Dogmatiker“. Wenn aber die selbständige Betrachtung die Prüfung des als maßgebend Erkannten den unabhängigen Denker ausmacht, so haben wir die Dogmatiker doch da zu suchen, wo man auf die Worte des allgemein anerkannten Meisters schwört und darauf weiter baut, ohne sich zu fragen, ob die Grundlagen, die das Ganze tragen sollen, nicht selbst schon eine Täuschung enthalten, um so verhängnisvoller, da sie als Grundlagen in der Tiefe liegen und man erst alles darauf Gebaute abtragen muß, um dorthin zu gelangen.

Einer jener seltenen unabhängigen Geister ist Eduard König in Bonn, mit dessen neuesten Arbeiten wir uns nun beschäftigen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleidung im biblischen und talmudischen Schrifttum.

Von Dr. Adolf Rosenzweig,
Rabbiner der jüdischen Gemeinde Berlin.

(Fortsetzung.)

2. Bei dem männlichen Teile der Bevölkerung war das Schermesser¹) in Gebrauch. Es gehörte zum gesellschaftlichen Anstande, das Haar nicht allzu lang zu tragen. Wer es wild wachsen ließ, deutete damit an, daß er als Nasiräer in gewisser Beziehung aus dem Rahmen der Gesellschaft getreten sei und seine ganze Persönlichkeit, auch die Triebkraft seines leiblichen Lebens dem Ewigen geweiht habe²).

Das Haar ist die Krone des Hauptes³); Kahlheit aber ist das Gegenteil von dem, was als schön galt, daher Kahlköpfigkeit leicht Spottlust erweckte und als schimpflich angesehen wurde; zumal der Verdacht nahe lag, kürzlich erst vom Aussatz befallen ge-

¹) מורה, Richt. 13, 5; 16, 7; 1. Sam. 1, 11; תער (ערה leer, bloßlegen); Num. 6, 5; 8, 7; Ez. 5, 1; das Schermesser, Bild der Zerstörung, Jes. 7, 20; auch Absalon schnitt von Zeit zu Zeit sein Haar, 2. Sam. 14, 25; vgl. das Sprichwort: das Haar fürchtet das Schermesser, J. Nas. 58a; zu תער und מספרים, Schere, vgl Jalk. Num. 709. Das Rasieren mit einem Rasiermesser galt als besondere Schädigung des Haares (גילוח שער השחתה) und war strengstens verboten, Mak. 20b, 21a חייב ה׳ מלקות, vgl. Num. r 10; ib. 14 und Nas. 39a.

²) Num. 6, 5; Jalk. Num. 709; Paus. I, 43, 4; 3, 21, 1. Der Nasiräer sonderte sich nicht völlig von der Gesellschaft, sondern bloß von dem Unheiligen ab, vgl. Num. 6, 2, 9. Simson und Samuel lebten ohne Ascese. Die spätere Halacha gestattete einem Nasir, der ein Gelübde fürs ganze Leben abgelegt hatte, das Haar, sobald es ihm lästig ward, vermittelst eines Schermessers mitten durch dünner zu machen; dieses war einem Nasir nach Art des Simson nicht gestattet, Nas. 4a. Verboten war beiden nicht blos der Gebrauch des תער, sondern jeden Instrumentes, Sota 16a. Der Nasir durfte auch sein Haupt nicht mit Mineralien reiben, weil solche leicht das Ausfallen des Haares bewirken, Nas. 42a; aus demselben Grunde sollte er auch keinen Kamm gebrauchen, Sabb. 50b. Hingegen durfte er sein Haar mit Natron reinigen, ib. — Auch das ungeschorene Haupt des Moslim auf der Pilgerreise ist das Zeichen der Abhängigkeit von Gott. Mit dem Abschneiden des Haares und dem die Wallfahrt beschließenden Opfer hört die Wallfahrtspflicht auf, Koran, Sure 2, 192.

³) Num. 6, 7; נזר, das ungeschorene Haupt, Jer. 7, 29; Lev. 25, 5; st. גזרתם, Klgl. 4, 7 ist נזר׳, ihr Haupthaar, zu lesen.

wesen zu sein. (Lev. 13,40[1]). Nur in Trauerfällen war das Abschneiden des Haares bis auf die Kopfhaut üblich[2]). Dieser Brauch erstreckte sich aber nicht auf die Frau[3]). Im Gegensatz zu den Priestern Egyptens, welche Haupthaar und Bart glatt schnitten, sollten die Priester in Israel das Haupthaar kurz gestutzt tragen[4]); im Gegensatz zu einzelnen arabischen Stämmen, welche die Rundgestutzten genannt wurden, weil sie eine, wohl mit ihrem Religionswesen zusammenhängende Tonsur trugen, sollte keiner in Israel sein Haupthaar und Bart rund abnehmen lassen[5]). Wo tiefe Trauer oder sittliche Entrüstung über peinliche Vorgänge einzog, dort äußerte sich solches durch das Zerraufen des Haares[6]). — Weißes Gewand und geschorenes Haar war das Kennzeichen festlicher Stimmung. So erscheint auch Israel am Neujahrstage vor Gott[7]). Man nahm ein Bad, ließ sein Haar schneiden und wechselte das Gewand, sobald man von einer hohen Persönlichkeit empfangen werden sollte. Es galt als unschicklich, mit struppigem Haar vor einen Herrn zu treten[8]).

Im biblischen Zeitalter war zierliches Lockengekräusel auch bei der männlichen Jugend beliebt[9]). Im talmudischen Zeitalter hingegen galt das Tragen langen Haares als heidnische Art und war verboten[10]) — sieht der böse Trieb einen Menschen, der sein Auge schminkt, sein Haar kräuselt und mit gehobenem Fuße geht, dann spricht er: der ist mein![11]) Simson stürzte durch sein Haar ins Verderben, Absalon putzte sich mit seinem Haare und verlor durch es sein Leben[1]); Josef, obgleich bereits 17 Jahre alt, wurde noch ein Knabe (נער, vgl. Gen. 37, 2) genannt, weil er ein kindisches Wesen bekundete; erschminkte sein Auge und kräuselte sein Haar[2]). Mit dem Berichte, Pharao habe die Israeliten gezwungen, langes Haar zu tragen[3]), will die Agada die große Tyrannei des egyptischen Königs kennzeichnen.

(Fortsetzung folgt.)

1) Vgl. 2. K. 2, 23; J. Sabb. 17 d; Sota 46 b; vgl. mein: das Jahrhundert nach dem babyl. Exile, S. 207 f.

2) גזז, Micha 1, 6; sonst גלח, vgl. Jer. 48, 37; שפח, Piel, Jes. 3, 17, das Haar ausfallen machen. Der Lippenbart (שפם) wurde zu Trauerzeiten verhüllt, Lev. 13, 43.

3) Semach. 7; vgl. Hal. Gedol. 43 b. Als Grundsatz darf hingestellt werden: Völker, welche gewöhnlich ihr Haar länger trugen, schnitten es in Trauerfällen ab und umgekehrt, vgl. Her. 2, 36; Alexander, ab Alexandro Neap. bei Graevius, Thes. 12, p. 1460 f.

4) Lev. 11, 5; vgl. Ez. 44, 2.

5) קצוצי פאה, Jer. 9, 25; 49, 32; Herod. 3, 18; Jos. c. Ap. 1, 22, vgl. Lev. 19, 27; פאה, ass. pattu, Sabb. 64 b.

6) Hiob 1, 20; Am. 8, 10; Esra 9, 3 u. ö. s. dag. Lev. 19, 28; Deutr. 14, 1; פרע, ass. pirtu, das volle Haupthaar; 'פ mit ראש, das Haar wachsen lassen, Num 6, 5; חליש שער, Jemandem das Haar ausraufen, Bech. 9Ɔc; vor Schmerz sich das Haar ausraufen, Ned. 50 b.

7) J. R. h. 57 b; Lev. r. 5.

8) Gen. 41, 14; Mag. 16 a.

9) תלתלים, Hhl. 5, 11, vielleicht Verdoppelung von תל, Haufen, die Locken fallen haufenweise hernieder.

10) Vgl. Lev. r. 23; Deutr. r. 2; Tos. Sabb. 7; אלו דברים מדרכי אמורי המספר קומי והעושה בלורית; vgl. Sota 46 b: בלורית ראה להן כאמוריים; Sanh. 21 a wird von den Kindern Davids erzählt, sie seien sehr schön gewesen und haben langes Haar getragen, vgl. Raschi zu Kid. 49 a s. v. 'ומג' בל. Auch die Perser trugen langes Haar, Ber. 8 b, vgl. Her. 6, 214; 7, 329, 23; sie wurden mit Bären verglichen, Kid. 72 a, daher auch ihr Schutzengel דוביאל genannt wurde, Joma 77 a. Das Wort בלורית ist nicht befriedigend erklärt, vgl. Brüll., Jahrb. I, S. 164 f; Levy, s. v. führt es auf: vellus, das gerupfte Haar zurück. Das Wort bezeichnet nach meiner Ansicht: die Valerianische Art, das Haar zu tragen, wie תספורת לוליינית, die Julianische Art, Sanh. 22 b, Ned. 21 a, als kunstvoll bezeichnet; — am Hofe des Luc. Verus trug man langes Haar, Friedländer, Sittengesch. I, 328.

11) Gen. r. 22.

1) Sota 1, 8; 3, 16.

2) Gen. r. 84; Jalk. Gen. 140.

3) Koh. r. 15, 4.

Ueber Lautspiele in der Bibel und dem sonstigen jüdischen Schrifttum.*)

Wenn Zwei um etwas streiten, so müssen sie sich zuerst über den Gegenstand des Streites verständigen, um nicht beiderseits ins Blaue zu schießen. So steht es auch bei der Frage, ob in den Schriftwerken der Alten Reime, Rhythmen, Gleichklänge zu finden sind, wo wir sie nicht vermuten.

Wir haben uns darunter nicht stets beabsichtigte Dichtformen zu denken, sondern die Rede, die unwillkürlich wirken soll, wo sich dem Menschen eigentümliche Klänge bieten und die Satzform von selbst sich zuspitzt. Wer einmal zwei heftig Streitende beobachtet hat, der wird schon in ihrem Drang, einander zu überbieten, die Neigung zu neckischem Reim, zum Silbenstechen, zum Verdrehen der Worte, zum Wiederholen des Gleichen in anderem Sinne bemerken. Wenn Jemand aus dem Volke etwas erzählt, kommt er leicht dazu, in den von ihm als gewählter angesehenen Ausdruck zu verfallen, und es zeigen sich in Satz- und Wortfolge die gleichen Gestaltungen.

Daher alles alte Schrifttum und alles selbst der späteren Zeit angehörige, wenn es ohne bewußte Künstlerabsicht aus dem Volke stammt, Stabreim, Rhythmus und Endreim zeigt.

Nehmen wir in der Thora, Gen. 4_{12} נע ונד, 18_{8} חמאה וחלב, 18_{27} עפר ואפר, 21_{23} ולניני ולנכדי, 23_{63} לשוח בשדה, so sind das nur einige flüchtig im Vorbeigehen aufgegriffene Beispiele gleichklingender Wortanfänge; die Verschränkung zeigt Gen. 8_{21} זרע וקציר וקור וחום וקיץ וחורף כו'. Daß wir nur diese Worte herausgreifen, wird uns Niemand verübeln — nur die entschieden hervorgehobenen Begriffe zeigen diese Gestalt, nicht alle noch dazukommenden Beziehungen der Satzaussage.

Wenn wir Deutschen keine „Tat tun“, keine „Rede reden“, keine „Leistung leisten“ können, so entgeht unserer Sprache ein Hauptmittel entschiedenen Ausdruckes. מות תמות, הרמש הרומש, Gen. 7_{14} וכפרת בכופר, 11_{3} נלבנה לבנים ונשרפה לשרפה, 12_{3} ואברכה מברכיך (cf. ואורריך ארור), 16_{18} ראי תי אחרי רואי, 17_{13} המול ימול, 20_{9} מעשים אשר לא יע שו עשית עמדי, 20_{3} בעולת בעל — die Möglichkeit solcher Ausdrucksweise ver-

*) S. die Bemerkung zu dem Goldschmidt'schen Briefe in voriger Nummer.

leiht der Rede ohne jede Absicht einen höheren Ton und eine größere Entschiedenheit. Gibt das schon selbst einen Stabreim, so befördert die Möglichkeit des Wiederholens von Begriffen auch Redeweisen folgender Art:

שופך דם האדם
באדם דמו ישפך

also abc cba, und das in einer gesetzlichen Stelle. Jemehr die Sprache den Gleichklang begünstigt, desto mehr dringt sie die Redenden und Dichtenden dazu, derartigen Trieben nach und nach bewußt nachzugehen. Darauf beruhen späterhin Wendungen wie הכמכת מכהו הכהי אם כהרג הרוגיו הורג.

Was nun den Endreim anbelangt, so wird er gerade von den Sprachen stark gefördert, in denen die Beugungsmöglichkeit der Worte den Endsilben eine gewisse Kraft verleiht. Nicht also nur תהו ובהו ist demnach ein Reim, sondern auch פרו ורבו. Demnach auch Gen. 13_8 ביני וביניך ובין רועי ובין רועיך. Noch sicherer 13_9 אם השמאל ואימינה ואם הימין ואשמאילה; durch den Gegensatz reimt 14_4 שתים עשרה שנה עבדו " ושלש ע׳ש׳ מרדו; so auch bekräftigend 17_{20} והפריתי אותו והרביתי אותו, 19_{31} הצעיר" הבכירה, 19_{28} הוה גביר לאחיך וישתחוו לך בני אמך. Welcher wirksame Gegensatz liegt in dem Gleichklang und Reim 19_{36} בכירתי ברכתי, 31_{30} הלוך הלכת כי נכסף נכספת und dicht daneben $_{39}$ אנכי אחטנה מידי תבקשנה — Alles in der Erregung der Rede.

Kommen wir zu den Propheten, Sprüchen und Psalmen — wir haben hier nur einige Kapitel der Genesis flüchtig betrachtet — so mehren sich die Beispiele, so daß sie ganze Kapitel einnehmen. Soll ich die berühmten Psalmenreime יחפרו, נהרו, הצילני, ענני, dann כיונה אשבונה, שאגתי, מישועתי anführen? Blicke man tiefer in Psalmen und Sprüche hinein, und man wird diesen Zug darin an sehr vielen Stellen finden. Sehe man daraufhin ganze Kapitel durch, wie Jesaia 27, 28 etc, um die Beispiele sich häufen zu sehen. In Nahum 1_{10} עד סירים סבוכים וכסבאם סבואים, 2_{11} בוקה ומבוקה ומבולקה ולב נמס ופיק ברכים וחלחלה· בכל מתנים haben wir Stab- und Endreim zugleich.

Es tut uns ordentlich leid, uns hier von der Bibel trennen zu müssen, um uns nicht weiter auszudehnen. Wir wollten nur Allbekanntes aussprechen, was vielleicht dazu dient, unsere Entdeckungen bezüglich der Mischna weniger befremdlich erscheinen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Litteraturbericht.

Recensionen.

Jahrbuch der literarischen Gesellschaft. (Sitz: Frankfurt a. M.) 1903—5664, Frankfurt, Kauffmann. 1903. V., 326 S. 10 M.

Vor uns liegt das erste Lebenszeichen der gesetzesgetreuen Gesellschaft, die dem literarischen Verein zur Förderung der Wissenschaft auf anderer Seite entspricht; und schon der Umfang dieses stattlichen Bandes verspricht uns Gutes. „Doppelt gibt, wer schnell gibt!“ gilt auch für dies Jahrbuch — denn hier ist immerhin etwas Ganzes und Achtung gebietendes verhältnismäßig kurz nach Begründung der Gesellschaft durch gemeinsame Arbeit ins Leben getreten.

Von Führern des geistigen Lebens begegnen uns hier Dr. Hoffmann und Professor Dr. Berliner. Letzterer mit einem Vortrag über Rabbenu Tam, am Sterbetage Dr. Hildesheimers (4. Tammus 5661) gehalten, der gelegentlich Vergleiche zwischen diesen Beiden bietet. Berliners Arbeiten über Raschi haben ihn wohl diesen Weg geführt. R. Tam und die Tossafisten wurden als Poskim über Maimuni gestellt. Der große Enkelsohn Raschis hat mehr massoretische Mittel vor sich gehabt, als sein Großvater. Er konnte auch auf diesem Gebiete Menahem gegen Dunasch verteidigen. Mit Verwunderung lesen wir, daß R. Tam in der Bibel Irrtümer der Punktatoren angenommen hat — eine entwickelnde Wissenschaft war also auch hier nicht zu entbehren. Für den Jeruschalmi begann durch R. Tam eine neue Zeit. In den Halachot Gedoloth sieht er viele Jeruschalmi Halachot (was Frankel übersehen). Den falschen Pilpul verwirft er, ebenso das Haschen nach Lesarten zur Aufhellung dunkler Talmudstellen. Nur in nachtalmudischen Schriften verbessert er hin und wieder den Text. Der Aruch war, wie Professor Berliner annimmt, Raschi nicht bekannt, R. Tam konnte ihn um so mehr als wissenschaftliches Hilfsmittel anwenden. Auch die Wirksamkeit R. Tams nach außen hin, am Hof, wie in weiteren rabbinischen Kreisen, seine das Leben betreffenden Verordnungen schildert Berliner, verteidigt den Ruf seiner Bescheidenheit und Lauterkeit gegen unberechtigte Angriffe, zeigt uns, wie er dem zerstörenden Geiste gegenübertritt, wie er teilnimmt an den Leiden der Gesamtheit, und von all diesen Punkten führen die Vergleichslinien auch zu dem dahingegangenen Israel Hildesheimer hin. Ohne es zu wollen, hat Berliner, als er den Massorethen, den Quellenforscher und den mannhaften Kämpfer zeichnete, auch eine kleine Selbstschilderung geboten; unwillkürlich schätzt Jeder am Anderen, was er selbst als Höchstes erstrebt.

Dr. Hoffmann bietet Bemerkungen zur talmudischen Lexikographie, und zwar zur „Mechilta des R. Simon ben Jochai“ im Vergleich zu unserer Mechilta. Zu סרטן, was Hoffmann mit סרט einschneiden in Verbindung bringt und demnach סרטו auf עקוב Krümmung (Jes. 40_4) bezieht, möchte ich bemerken, daß hier einfacher איסטרטא die gebahnte Heeresstraße der Römer, strata (unser „Straße“), vorliegt und מישור die Uebersetzung von סרטן oder vielmehr dessen Beziehung zum Schriftworte angeben soll. Es ist ganz im Sinne des Midrasch דרך סרטו מישור aneinanderzureihen.*) So auch Aruch completum s. v. סרט. (Gelegentlich wollte ich hier noch die Bemerkung machen, daß שמשון בן נתנאל und ר׳ אליעזר in Aboth und Aboth d. R. Nathan die Rollen einfach zu vertauschen scheinen. Dem בור סיד, das auf R. Elieser in Aboth II gesagt wird, entspricht die גרועה, welche in Ab. d. R. Nathan dem שב"ן gilt, und dessen Satz Ab. II אל תעש תפלתך קבע, zunächst rein halachisch genommen, stammt nach dem Talmud von R. Elieser, der damit eine feste Gebetformel ohne freie Hinzufügung im Gegensatze zu R. Josua und R. Gamaliel nicht gestattet.)

(Schuß folgt.)

*) Setzt aber Hoffmann die Bedeutung „Straße“ voraus und nimmt den agadischen Nebensinn von עקוב an, so spricht dagegen, daß diese Art doppelten Akkusativs ohne למישור, also ohne ל, das ja die Schrift bietet, erst nachzuweisen ist.

Inhalt der Nummer 13.

Verantwortlicher Redakteur: Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal in Preußisch Stargard.
Druck von Arthur Scholem, Berlin.

begann die egyptische Regierung die Fremdlinge zu beobachten und zu bedrücken. Da brachen unter Merneptah, dem Sohn und Nachfolger Ramses II., von allen Seiten Gefahren herein, welche das egyptische Reich an den Rand des Verderbens brachten. Im Süden empörten sich nubische Völkerschaften, an der Westgrenze des Deltas erschien eine Koalition libyscher Stämme im Bunde mit abenteuerlichen Scharen von Seevölkern, und wohl gleichzeitig brach in Syrien und Palästina ein großer Aufstand aus. Die hebräischen Stämme (Chabiri), welche schon im 14. Jahrhundert zur Zeit Amenophis IV. (Echnatôn) die palästinensischen Vasallen Egyptens gefährdet hatten, bis Sethos I., der Vater Ramses II., sie wieder zur Ruhe brachte, benutzten die günstige Gelegenheit, um sich abermals im Bunde mit anderen aufständigen syrischen Vasallen gegen den Pharao zu erheben. Zu diesen hebräischen Stämmen, welche von Merneptah später besiegt wurden, gehörte auch der Stamm Israel, der möglicherweise mit den damals noch im Delta befindlichen Gosenstämmen Fühlung hatte. Mag die letztere Vermutung richtig sein oder nicht, jedenfalls benutzten die durch die harte Bedrückung erbitterten Gosenstämme die Notlage des egyptischen Staates, um freien Abzug zu verlangen. Merneptah mußte sich angesichts der auf allen Seiten drohenden Gefahren sowie auch aus anderen politischen Erwägungen fügen. Die Gosenstämme aber kehrten in ihr altes Stammland zurück und nahmen an den Kämpfen teil, welche Syrien und Palästina schließlich (u. 1100 v. Chr.) von der egyptischen Oberhoheit befreiten."

So lautet die biblische Geschichte vom Aufenthalt Israels in Egypten, wenn sie ins Wissenschaftliche übersetzt wird.

Ich bewundere die Gelehrsamkeit.

Ich bewundere die Kunst des Fabulierens.

Ich bewundere ganz besonders, wie die Gelehrsamkeit es fertig bringt, durch wildes Fabulieren das Verständliche in Unklarheit zu verkehren.

Das Einfache muß doch ganz abscheulich sein!

* * *

Zum Abschied noch eine allgemeine Bemerkung an die Adresse der Bibelkritiker:

Die wissenschaftliche Forschung, auch die bibelkritische, soll voraussetzungslos sein. Was sie ergründet und feststellt, das ist ihr heilig, und die Gebiete, auf die sie ihren Spürsinn richten mag, darf sie allein bestimmen. Ihr ist jeder Zweifel gestattet, damit sie zur Wahrheit gelangen könne. Ihr Zweifel hat das Recht, zur Verwerfung zu führen. Doch wenn sie mit der Verwerfung beginnt, hat sie schon ihr eigenes Wesen verleugnet, und sie wird freiwillig blind. Sie verliert die Fähigkeit, das Bestätigende zu erkennen, wenn sie nur in der Richtung nach einem vorgefaßten Ziel sucht und einen Gewinn einzig in der vermeintlichen Feststellung des von der Ueberlieferung Abweichenden erblickt, wenn sie die bloße Möglichkeit, es habe sich etwas in anderer Art zugetragen, als die Bibel es erzählt, schon für die Gewißheit nimmt, es sei anders gewesen. Wäre solche unwissenschaftliche Voreingenommenheit nicht vorhanden, so hätte die Bibelkritik sich wohl gedeihlicher gestaltet. Sie hätte z. B. ein Auge dafür haben sollen, daß nach aller menschlichen Berechnung und nach aller menschlichen Kenntnis vom menschlichen Wesen ein späterer Verfasser der Bücher Moses von Mose ganz anders gesprochen hätte, als die vorhandenen Aufzeichnungen tun. Wer nach Mose von Mose schrieb, um sein Lebenswerk als ein Gotteswerk hinzustellen, der hätte es nicht über sich gebracht, kein Wort zu Moses Preis zu sagen, der hätte sich nicht begnügt, von ihm zu schreiben: „In Israel gab es keinen Propheten wieder, wie Mose war" (Deut. 34, 10). Und selbst diese Anerkennung wird im Pentateuch erst dem toten Mose gezollt!

M. A. Klausner.

Sprechsaal.

Ein Kurhospital in Salzbrunn.

Stettin, den 24. Juni 1904.

Zu den vielen wichtigen und segensreichen Errungenschaften der letzten Jahre gehört unstreitig auch die Einschränkung der Wanderbettelei. In den meisten und besonders in großen Gemeinden besteht eine Zentralarmenkasse, zu der alle Vereine sowie Mitglieder der Gemeinde steuern, und aus der durchreisende Arme je nach Würdigkeit und Bedürftigkeit unterstützt werden. Ein großer Segen ist es auch, daß in den meisten Badeplätzen für Arme, der Heilung Bedürftige Vorsorge getroffen ist, indem ihnen kostenlose Aufnahme in den bestehenden Kuranstalten, soweit die Mittel und der Raum es gestatten, gewährt wird. In der vordersten Reihe dieser Wohltätigkeitsanstalten steht das jüdische Kurhospital in Kolberg, ein prächtiger Bau, mit den besten Einrichtungen der Neuzeit versehen, auch mit einer herrlichen Synagoge ausgestattet, in der jeden Morgen und Abend Gottesdienst abgehalten wird. Herr Rabbiner Dr. Goldschmid hat es verstanden, eine große Zahl reicher und hochherziger Männer zu interessieren, die Mittel für dieses Haus herzugeben, das jeden Sommer mehrere hundert Pfleglinge aufnimmt. Die Ordnung, die unter der Leitung des Herrn Dr. Goldschmid herrscht, ist mustergiltig. Wenn nun die Kuranstalten an anderen Badeorten, im Vergleich zu dem Kurhospital in Kolberg, nur für eine geringere Anzahl Bedürftiger sorgen können, so ist immerhin viel erreicht, wenn auch nur eine beschränkte Anzahl armer Kranker unentgeltliche Aufnahme findet. Zu meiner Verwunderung habe ich in Bad Salzbrunn, wo ich im vergangenen Sommer mehrere Wochen weilte, eine solche Kuranstalt für Arme vermißt. Es berührt sehr peinlich, wenn jeden Tag für die dort weilenden armen Kranken die Mildtätigkeit der begüterten Kurgäste in Anspruch genommen werden muß. In Gemeinschaft mit dem Rabbiner Herrn Doktor Nordheimer in Schwetz, der ebenfalls in Salzbrunn vorigen Sommer zur Erholung war, hat Schreiber dieser Zeilen den Entschluß gefaßt, den Gedanken anzuregen, auch in Salzbrunn eine Heimstätte für bedürftige Badegäste zu begründen. „Aller Anfang ist schwer", lautet das alte Sprichwort, aber auch nur der Anfang ist schwer, ist er erst gemacht, so wächst das Werk gar schnell zur Freude derer, die es geschaffen und die es fördern. Breslau ist der Platz, von wo das Werk ins Leben gerufen werden muß, und wenn Männer, wie der bekannte Wohltäter Herr Theodor Oschinski, unterstützt von den Herren Rabbinen Dr. Gutmann und Dr. Rosenthal, sowie andere hochherzige Männer sich für das edle Werk echter Menschenliebe interessieren, dann wird es mit Gottes Hilfe auch gelingen.

Mögen diese Zeilen dazu dienen, schon in diesem Jahr den Anfang zu machen.

Sarasohn.

Der jüdische Student und das studentische Vereinsleben.

Uns wird geschrieben:

Mehrmals hatte ich in Berlin Gelegenheit, das jüdisch-studentische Vereinsleben in seiner jetzigen Gestalt zu beobachten. Ich halte es für mein Recht und für meine Pflicht, meine jüdischen Kommilitonen auf den einen und anderen Mißstand aufmerksam zu machen, obwohl ich keiner Verbindung angehört habe noch angehöre. Gerade als Außenstehender glaube ich ein objektives Urteil zu haben und von der Voreingenommenheit frei zu sein, von der jede Korporation für die Berechtigung ihrer Existenz und ihres ganzen Treibens mehr oder weniger erfüllt ist.

Wir finden heute fast auf allen Universitäten, wo Juden in größerer Anzahl studieren, jüdische Verbindungen, die ernste und spezifisch jüdische Tendenzen in ihr Programm aufgenommen haben. Diese Abschließung der jüdischen Studentenschaft von ihren andersgläubigen Kommilitonen in eigenen selbständigen Vereinen ist ziemlich jungen Datums.

Es wäre irrig, wollte man mit manchen christlichen und vielen zionistischen Studenten annehmen, daß diese Absonderung durch das Erwachen eines besonderen jüdischen Selbstbewußtseins hervorgerufen wäre. Die Ursache ist auch nicht etwa in der Besorgnis der jüdischen Studenten zu suchen, es möchte ihr Judentum in den christlichen Vereinen und im steten Verkehr mit ihnen im Lauf der Zeit gefährdet werden. Denn die meisten jüdischen Studenten standen ursprünglich dem Judentum viel zu indifferent gegenüber. Die wahre Ursache der Bildung eigener jüdischer Studentenvereine liegt wesentlich in der Ausschließung der jüdischen Studenten von den Verbindungen der christlichen Studenten. Der Antisemitismus unter den Studenten war der Ausgangspunkt für das neu erwachte Selbstbewußtsein des jüdischen Studenten. Der jüdische Student mußte sich fragen: „warum werde ich denn ausgeschlossen, da ich doch auf dem studentischen Gebiet des Fechtens und Trinkens meinen christlichen Kommilitonen nicht nachstehe!" — was sie zum Teil auch in ihren jetzigen Vereinen mehr als genug beweisen. War nur sein Judentum der Grund, so mußte er den Juden und das Judentum nach ihrem geschichtlichen und kulturellen Wert zu studieren anfangen, und dann konnte die Erkenntnis nicht ausbleiben, daß sein oberflächliches Wissen vom Judentum, das er auf der Schule erworben hatte, durchaus ungenügend war. Mit der Erkenntnis von dem Wert seines Volkes wuchs zugleich sein Selbstbewußtsein, und er fühlte sich gleichberechtigt und gleichwertig — und in dieser Gesinnung gründete er eigene Vereine.

Die meisten dieser Vereine haben wenig spezifisch Jüdisches; im großen und ganzen sind sie bestrebt, es den christlichen Verbindungen gleichzutun.

Man kann selbstverständlich von den jüdischen Studenten, die zur Bildung eigener Vereine genötigt worden sind, nicht verlangen, sie sollten ihr Vereinsleben in jeder Beziehung neu gestalten und das Verbindungswesen vollständig umformen. Doch glaube ich, daß man von den jüdischen Studenten zu erwarten berechtigt ist, daß sie die allgemein bekannten, unter den anderen Korporationen eingebürgerten Uebel von ihren neuen Vereinen fernhalten und ihre Nachahmungslust auf das Nachahmenswerte beschränken würden. Es ist unstreitig, daß das Kneipen, der übermäßige Biergenuß, nicht gerade heilbringend ist. Dagegen vermisse ich schmerzlich den eigentlichen studentischen Humor. Freilich läßt sich eine allgemeine Norm, wie hier nachzuhelfen wäre, nicht geben. Der jüdische Student, dem sein Judentum am Herzen liegt, soll sich zwar nicht einem leichtfertigen Studentenleben hingeben, da ihm die schwere Aufgabe obliegt, an der Besserung der Lage seiner Glaubensgenossen zu arbeiten. Er soll mit seinem Studium Ernst machen; doch soll der jüdische Student zugleich dem Spruch Salomos folgen: „Alles hat seine Zeit"; es ist eine Zeit ernst zu sein und eine Zeit fröhlich zu sein. Wenn er sein Verbindungswesen und seine Studienzeit in diesem Sinn ordnet, wird er auch mit Stolz in seinem späteren Beruf und im reiferen Alter auf seine Studienzeit zurückblicken können.

Salkinowitz, cand. phil.

Die Politik.

(Der gerechte Staat.) Wie aus dem neuesten Personalverzeichnis der Universität Berlin hervorgeht, hat Prof. Albert Fraenkel, der Direktor der inneren Abteilung des städtischen Krankenhauses am Urban, seine Dozentur an der Universität niedergelegt. Professor Fraenkel ist seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre Privatdozent an der Universität. Er unterrichtete zuerst in der damaligen zweiten medizinischen Klinik, bei der er unter Traube und später unter Leyden Assistent war, und seit 1889, seit der Eröffnung des städtischen Krankenhauses am Urban an diesem. Noch während seiner Tätigkeit an der zweiten medizinischen Klinik erhielt Fränkel den Titel als Professor. Eine außerordentliche Professur an der Universität blieb Fraenkel aber versagt, trotz der allgemeinen Anerkennung, die seinen wissenschaftlichen Leistungen bei uns und im Ausland zuteil geworden ist. Wesentliche Fortschritte der inneren Medizin, insbesondere solche auf dem Gebiet der Lungenkrankheiten sind mit seinem Namen verknüpft. Sein neuestes Werk, der erste Band eines umfassenden Handbuchs der Lehre von den Lungenkrankheiten, nimmt unter den einschlägigen Werken mit den ersten Rang ein. Man kann es verstehen, daß Fraenkel angesichts der Tatsache, daß die Unterrichtsverwaltung ihm die Anerkennung seiner Leistungen durchaus versagt, auf die Lehrtätigkeit an der Universität verzichtet. Das bingt für den medizinischen Universitätsunterricht in Berlin den besonderen Schaden, daß eine so große Krankenhausabteilung, wie die am Urban, für die Unterweisung der Studierenden ausfällt. Es ist in nicht allzu langer Zeit der zweite Fall, daß ein Berliner Universitätsdozent auf die venia legendi verzichtet, weil ihm die Beförderung zum außerordentlichen Professor versagt wird. Der erste Fall war der des Nervenarzt Professor Hermann Oppenheim, der vor zwei Jahren aus der medizinischen Fakultät ausschied, weil er sich gleichfalls von der Unterrichtsverwaltung zurückgesetzt glaubte. Professor Oppenheim war von der Fakultät einstimmig für die außerordentliche Professur vorgeschlagen worden. Da die Bestätigung dieses Vorschlags seitens des Ministeriums nicht erfolgte, so legte Oppenheim sein Lehramt nieder. Ob Professor Fraenkel bereits einmal von der Fakultät vorgeschlagen worden ist, wissen wir nicht. — Die genannten beiden Gelehrten sind Juden und weisen die Unsittlichkeit eines Bekenntniswechsels zur Erlangung äußerer Vorteile von sich.

* * *

(Trauriges Geschick.) Die „Kreuzzeitung" veröffentlicht folgenden Nekrolog:

„Vor einigen Tagen starb der bekannte Pariser Advokat Cléry, dessen größter Rednertriumph vielleicht darin bestand, daß er — vor wenigen Wochen — die Begnadigung des berühmten Araberchefs Mokrani durchsetzte. Dieser war nach der Eroberung

Algeriens, im Interesse der Zivilisation, auf die Seite der Franzosen getreten. Er half ehrlich an der Pazifizierung des Landes, an der Einführung einer geregelten Verwaltung, er lieh der algerischen Regierung beträchtliche Summen, die ihm, beiläufig bemerkt, niemals zurückgezahlt wurden, und seine Söhne kämpften 1870 gegen Deutschland. Da brachte das unselige Dekret Crémieux, das die Juden vor den Eingeborenen bevorzugte und ihnen das Bürgerrecht verlieh, das Land unter das Joch der jüdischen Ausbeuter und Aussauger. Als er dagegen vergeblich protestiert hatte, griff Mokrani zu den Waffen. Doch er wurde gefangen genommen, vor Gericht gestellt und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Während in solchen Fällen sonst die Amnestie mit Leichtigkeit bewilligt wird, wenn sich nur ein einigermaßen einflußreicher Fürsprecher findet, und zwar den Unwürdigsten, blieben alle Versuche, Mokrani die Freiheit zurückzugewinnen, vergeblich, hatte er doch das größte Verbrechen begangen, das man in Algerien begehen kann: er hatte sich gegen die Judenherrschaft empört! Jetzt endlich ist er frei: alt, ruiniert, unschädlich. Wahrlich, ein tragisches Los für einen Mann, der immer nur das Beste seines Volkes gewollt und dafür Freiheit und Leben aufs Spiel gesetzt hatte."

Der Araberchef Mokrani, der „im Interesse der Zivilisation" nach der Eroberung von Algier auf die Seite der Franzosen getreten war, „ehrlich" an der Pazifizierung des Landes mithalf, der algerischen Regierung beträchtliche Summen lieh, die er niemals zurückerhielt, und sich dann gegen Frankreich empörte, nicht etwa, weil man ihm sein Geld vorenthielt, sondern weil man den Juden Bürgerrecht verlieh, und endlich wegen dieses Beweises sittlicher Kraft zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wurde, ist eine rührende Figur. Der alte Araber-Spitzbube hat seine Untaten vielleicht noch nicht genügend abgebüßt: daß er aber jetzt das sympathische Lob der „Kreuzzeitung" gefunden, das ist mehr als ein Ausgleich seines Sündenkontos. Er war doch alles in allem ein ehrlicher Strauchritter und verdiente nicht, mit ganz gewöhnlichen Antisemiten auf eine Stufe gestellt zu werden.

* * *

(Russische Fortschritte.) Jüngst ist gemeldet worden, daß in der russischen Judengesetzgebung eine einigermaßen menschliche Wendung eintreten solle. Beleuchtet wird diese Kunde durch die Verfügung, die der Gouverneur von Wiborg dieser Tage erlassen hat: „Aus bestimmter Veranlassung halte ich es für notwendig, den Villenbesitzern in Raiwola, Terrijokki und den übrigen Sommerfrischen des Wiborger Gouvernements bei Strafe von 100 Mark zu verbieten, ihre Villen an Personen jüdischen Bekenntnisses aus dem Kaiserreich zu vermieten, vorausgesetzt, daß diese Personen nicht ein Zeugnis vorweisen, das ihnen den Sommeraufenthalt an diesen Orten ausdrücklich gestattet." — Warum nur die klugen und tapferen Gouverneure der russischen Provinzen ihren Kollegen Alexejew und Kuropatkin nicht empfehlen, in der gleichen Art gegen die Japaner vorzugehen und diese aus der Mandschurei auszuweisen!

* * *

(Zionistisch-Ostafrika.) Im englischen Unterhaus sprach in vergangener Woche der Abgeordnete Cathcart Wason gegen das Projekt einer zionistischen Niederlassung in Ostafrika. Er fürchte, daß die Durchführung dieses Planes Unruhen hervorrufen werde, und tadelte das Auswärtige Amt, daß es versäumt habe, dem Haus über diesen Punkt nähere Aufklärung zu geben. Die Bevölkerung des Landes, behauptete der Gegner, sei im höchsten Grad erregt über den Gedanken, daß das Land an russische und rumänische Juden ausgeliefert werden solle. Die Folge werde wahrscheinlich ein Aufstand der Eingeborenen sein. Keine englische sich selbst regierende Kolonie würde jemals die Errichtung einer Niederlassung von Leuten dulden, die weder die englische Sprache noch die der Eingeborenen verständen. Major Evans-Gordon erklärte, daß vorläufig diese ganze Niederlassungsfrage noch sehr schattenhaft sei. Der Baseler Zionistenkongreß habe anerkannt, daß das Erbieten der englischen Regierung außerordentlich großmütig sei, aber ein Teil des Kongresses sei der Ansicht gewesen, eine Ansiedlung in Ostafrika werde von dem wahren Ziel der Zionisten, der Niederlassung in Palästina, ablenken. Trotzdem sei man übereingekommen, an Ort und Stelle zu untersuchen, inwieweit die Idee einer Ansiedlung durchführbar sei; die Schwierigkeiten seien jedoch so große, daß es als fraglich bezeichnet werden müsse, ob auch nur eine einzige jüdische Familie wirklich die Ansiedlung versuchen werde. In dieser Frage eine Bedrohung des englischen Weltreichs zu erblicken, sei einfach lächerlich. Earl Percy, der Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amts, erklärte, die Annahme, daß England Staatsgebiet an die jüdische Nation abtreten wolle, sei vollständig irrig, es habe sich immer nur um die Frage einer Landverpachtung gehandelt. Der Antrag Wasons, sich über diese Frage als Zeichen der Mißbilligung zu vertagen, wurde natürlich abgelehnt. — Und mit diesem Verpachtungsanerbieten hat man so großen Lärm gemacht!

Wochen-Chronik.

Wochen-	Juli 1904	Tamus 5664	Kalender.
Freitag . . .	1	18	Sabb. Anf. 8,43.
Sabbat . . .	2	19	פרק ו׳ פינחס Sabb. Ausg. 9,33.
Sonntag . . .	3	20	
Montag . . .	4	21	
Dienstag. . .	5	22	
Mittwoch. . .	6	23	
Donnerstag . .	7	24	
Freitag . . .	8	25	Sabb. Anf. 8,36.
Sabbat . . .	9	26	מטות ומסעי (Neumondsw.) פרק א׳ Sabb. Ausg. 9,26.

Berlin, 26. Juni. (Repräsentantensitzung.) Der Vorsitzende Geheimrat Dr. Blumenthal gibt der Versammlung Kenntnis von einem Schreiben des Vorstands des Schochare Hatob- und Bnei Briß-Vereins, das in nicht übermäßig höflichem Ton gegen die in der vorigen Sitzung der Repräsentanten aufgestellten Behauptung protestiert. Dr. Ignatz Cohn empfiehlt der Versammlung ein gemäßigtes „Kotau-Machen"; man dürfe die Mitglieder jenes Vereins nicht zum äußersten bringen (nämlich: andere Repräsentanten zu wählen), dürfe ihnen auch den erregten Ton nicht allzusehr verübeln. Das Schreiben wird „zur Kenntnis genommen" — die Ochlokratie hat sich etabliert. — Frau Erna Packscher hat 120000 M. zur Erweiterung der Altersversorgungsanstalt zur Verfügung gestellt. Sie wünscht zwei zusammenhängende Zimmer als Stiftungszimmer zum Andenken an David Packscher und N. N. Silberstein eingerichtet und behält sich das Vorschlagsrecht für die Besetzung von vier weiteren Zimmern vor. Die Versammlung nimmt die Gabe mit Dank für die hochherzige Spenderin an. — Eine Zuwendung der Rentier Kreuterschen Eheleute von 3800 M. an die Altersversorgungsanstalt wird angenommen, die Pflege

der Perlschen Gräber wird auf die Gemeinde übernommen. — Der Rechnungsabschluß des Reichenheimschen Waisenhauses für 1903/1904, die Abrechnung über den Neubau der Mädchenschule, über die Gewährung einer Remuneration und über die vorjährigen festgottesdienstlichen Veranstaltungen werden von der Tagesordnung abgesetzt. — Für Reparaturen im Reichenheimschen Waisenhaus und an mehreren Synagogen werden 5400 bezw. 1100 M. bewilligt. — Repr. Bodenstein teilt mit, daß der Besitzer der Kellerschen Festsäle für die Ueberlassung seiner Räume zum Festgottesdienst, statt 1500 M. wie im vorigen Jahr, für dieses Jahr 3000 M. verlangt, weil die Feiertage auf einen Samstag und zwei Sonntage fallen. Für die Jahre 1905—1908 will er sich mit 2600 M. begnügen. Die Kommission empfiehlt Bewilligung und für kommende Verträge die Festsetzung einer Konventionalstrafe, die der Vorstand bestimmen soll. Die Versammlung pflichtet dem Vorschlag bei. — Auf Antrag des Prof. Blaschke wird der Druck des Gebetbuchs für die Neue Synagoge der Firma Itzkowski übertragen. — Dem Verein Ahawath Reïm wird statt der von ihm verlangten 3000 M. eine Subvention von 2000 M. und ein einmaliger Baubeitrag von 300 M. zugebilligt. — Auf dem Grundstück Rosenstraße 2 und Heidereutergasse 4/5 sollen in dem neuen Gebäude mehrere Kommissionen untergebracht und ein Quellbad eingerichtet werden. Repr. Aron Hirsch empfiehlt die Ausführung der Entwürfe des Baumeisters Höniger. Der Empfehlung wird stattgegeben. — Die Einrichtung eines maschinellen Waschbetriebes im Hospital, die Anschaffung eines Flügels für die Lehrerbildungsanstalt und eines Klaviers für die Mädchenschule wird beschlossen. Zur Beratung einer Agenda für den Jugendgottesdienst nach altem Ritus wird eine aus den Herren Gust. Löwenberg, Rechtsanwalt Cohn, Prof. Blaschke und Aron Hirsch bestehende Kommission eingesetzt. — Es folgt eine geheime Sitzung. Die nächste öffentliche Sitzung soll kommenden Sonntag stattfinden.

Berlin, 26. Juni. (Verband der deutschen Juden.) Das Komitee des Verbandes der deutschen Juden hat heute eine Sitzung gehalten, in der über verschiedene, demnächst in Angriff zu nehmende Aufgaben beraten wurde. Bei Erörterung der Schächtfrage wurde angeregt und beschlossen, dahin zu wirken, daß bei der bevorstehenden gesetzlichen Neuregelung des Schlachthauswesens eine Bestimmung eingeschaltet werde, die den gegenwärtigen unerhörten Zustand beseitigt, nach dem jede Kommune befugt ist, durch die Schlachthausordnung das rituelle Schächten zu verbieten oder auf einem Umweg unmöglich zu machen. Die „politische Kommission" wurde mit der Aufgabe betraut, gegenüber dem in der Ausarbeitung begriffenen Gesetzentwurf, betreffend die Einrichtung konfessioneller Schulen, Stellung zu nehmen. Es handelt sich dabei darum, ob man auch für die Schaffung konfessioneller jüdischer Schulen eintreten solle. Bei der Beratung der Geschäftsordnung wurde dem Berliner Entwurf von den Frankfurter Ausschußmitgliedern lebhafte Opposition gemacht. Man einigte sich schließlich dahin, von einer detaillierten Geschäftsordnung überhaupt abzusehen und nur zu bestimmen, daß der provisorische Vorstand eine irgendwie geartete Entscheidung überhaupt nicht treffen dürfe, daß er sich auf Vorarbeiten beschränken müsse, jede Entscheidung aber von dem auf 60 Mitglieder erweiterten Ausschuß einzuholen habe. — Professor Martin Philippsohn, der den Vorsitz führte, will ihn niederlegen. Die Beschränkung der Vorstandsbefugnisse hat nicht seinen Beifall. Er will bloß nach eigenem Gefallen nichts tun, während es ihm widerstrebt, nichts tun zu dürfen.

Berlin, 26. Juni. (Generalversammlung des Vereins „Esra".) Heut hat in Kassels Hotel hier unter lebhafter Beteiligung Berliner und auswärtiger Delegierten die diesjährige ordentliche Generalversammlung des Vereins „Esra" stattgefunden. Der Vorsitzende Herr Moritz Dorn teilte in dem Bericht über das verflossene Geschäftsjahr mit, daß der Verein in 260 Gemeinden Deutschlands 4010 Mitglieder und Spender aufweist, die zusammen über 15000 M. für die Zwecke des Vereins beigesteuert haben. Auch in diesem Jahr hat der „Esra" seine Tätigkeit hauptsächlich auf die transjordanische Kolonie Bne Jehuda konzentriert, deren Bevölkerung er auf 33 Familien zu bringen hofft. Eine solche große Kolonie würde ihre Gemeindeausgaben leichter bestreiten und auch den benachbarten Arabern mehr imponieren können. Herr Konsul Jul. Friedemann hob im Kassenbericht hervor, daß der Verein im Berichtsjahr den Verlust an Mitgliedern (durch Austritt und Todesfälle) durch Zuwachs in Breslau, Hamburg und anderen Orten reichlich ersetzen konnte. Neu hinzugekommen sind die sächsischen Gemeinden Dresden, Chemnitz und Annaberg. Herr Rechtsanwalt Dr. Sternfeld-Stettin bat um Zusendung von Rednern für die einzelnen größeren Lokal-Komitees. Herr Goldschmidt-Hamburg verlas ein längeres Referat des Vorsitzenden des Hamburger Lokal-Komitees Herrn Moritz S. Wolff über die Ursachen des Rückgangs des Vereins „Esra" während der beiden vorletzten Jahre. Ein Teil der Verantwortlichkeit dafür wird darin dem Zentral-Komitee zugeschoben, das nicht genügend agitiert habe; auch habe der Vorsitzende nicht überall rechtzeitig eingegriffen. Referent exemplifiziert auf einige Fälle und stellt zum Schluß eine Reihe von Anträgen. Dr. Sternfeldt beantragt, das Referat zu den Akten zu nehmen und die darin gestellten Anträge dem Zentralkomitee zur Prüfung zu überweisen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen. Es folgte eine lebhafte Debatte über das Hamburger Referat. Herr Dorn führte aus, daß die im Referat aufgestellten Behauptungen auf irrigen Voraussetzungen basierten und verwies in bezug auf den kleinen Rückgang in den Einnahmen des Vereins „Esra" auf die im Jahresbericht gemachten Angaben. Auch Herr Bambus verteidigte die Politik des Zentralkomitees, das zu einer Zeit, da die Kolonisation Palästinas die nunmehr glücklich überwundene Krisis durchmachte, sich abwartend verhielt und keine lebhafte Agitation trieb. Die Unterstützung der Kolonien erfolge in sehr rationeller Weise, wenn der Verein „Esra" auch die Tatsache keinen Augenblick aus den Augen lasse, daß er ein Wohltätigkeitsverein sei, der von den Mitgliedern das Geld zu Unterstützungszwecken erhält. Herr Goldschmidt-Hamburg betont in seinem Schlußwort die gute Absicht der Hamburger Herrn. — Auf Antrag der Revisoren wurde dem Schatzmeister Decharge erteilt. Der Vorsitzende Herr Moritz Dorn und die anderen turnusmäßig ausscheidenden Vorstandsmitglieder Herren Rabbiner Dr. Eschelbacher, Dr. Hirsch Hildesheimer, Professor Dr. L. Landau und Dr. M. Sobernheimer wurden durch Akklamation wiedergewählt.

London, 26. Juni. (Die Juden in Japan.) In der letzten Ausgabe von „Jewish Chronicle" finden wir einige interessante Mitteilungen über die Juden in Japan. Es gibt dort nur an wenigen Plätzen organisierte jüdische Gemeinden. In der Stadt Kobe haben die aus ungefähr zwölf Familien bestehenden jüdischen Einwohner vor einigen Jahren den Bau einer Synagoge beabsichtigt, haben diesen Plan aber aus Mangel an Geldmitteln wieder aufgeben müssen. In Nagasaki besitzen die Juden eine sehr schöne Synagoge „Beth Israel", die vor neun Jahren von dem inzwischen verstorbenen R. H. Goldenberg begründet worden war. Dieser seit Jahren in Japan ansässig gewesene Jude hatte eine verwitwete Japanerin ge-

heiratet, die mit ihren Kindern aus erster Ehe zum Judentum übergetreten ist. Die ersten Juden, die vor mehr als zwanzig Jahren nach Nagasaki gekommen, waren zum überwiegenden Teil Flüchtlinge aus Rußland und Rumänien. Die japanische Regierung hatte bekanntlich schon vor 40 Jahren allen Ausländern vollständige Freiheit und unbehinderte Religionsübung gewährleistet, und die Bekenner der verschiedensten Konfessionen haben in diesem von Heiden regierten Reich niemals irgendwelche Belästigung erfahren. Die japanische Verfassung, wie die der meisten zivilisierten Länder, gestattet den ausländischen Einwohnern nicht, in das Heer einzutreten; die in Japan lebenden Juden sind deshalb darauf beschränkt, ihre Dankbarkeit für das Adoptivvaterland in Spenden für die Opfer des Krieges und in eifriger Teilnahme an der Pflege von Verwundeten zu betätigen.

St. Petersburg, 27. Juni. (Die Ausdehnung des jüdischen Ansiedlungsgebiets.) Der Nachricht von der beabsichtigten Erweiterung des den Juden zugänglichen Ansiedlungsgebiets wird im Ausland eine weit höhere Bedeutung beigelegt, als sie in Wirklichkeit hat. Denn die Aenderung der betreffenden Vorschriften würde nur theoretisch ein Aenderung zum Besten der Juden darstellen, tatsächlich sind die meisten der jetzt freizugebenden Ortschaften schon vorher von einer nicht geringen Anzahl von Juden bewohnt gewesen. Die Regierung ist jetzt bestrebt, den unter den schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen am schwersten leidenden Juden neue Arbeitsgebiete zu erschließen, um sie dadurch — wenigstens für die Dauer des Krieges — von der Auswanderung zurückzuhalten; es könnten ja möglicherweise Reservisten unter den Auswanderern sein! Aber die Erschließung der westlichen Grenzgebiete dürfte den gewünschten Erfolg nicht haben, weil die dazu gehörigen ärmlichen Dörfer und Landstädtchen keine Arbeitsgelegenheit für die große Menge der Arbeitslosen bieten können. Die einstige Vertreibung der jüdischen Bewohner aus diesen Distrikten hat große Werte zerstört, die sich so schnell nicht wieder aufbauen lassen. Schon seit vielen Jahren sind die einsichtigen unter den regierenden Ministern bestrebt gewesen, die Verordnungen aufzuheben, die den Juden die Ansiedlung innerhalb 50 Werst von der Grenze verboten haben. Diese Verordnungen waren seinerzeit in der Absicht erlassen worden, den sehr umfangreichen Schmuggel zu hintertreiben. Aber trotz der Vertreibung der Juden aus den Grenzdistrikten hat der Schmuggel nicht abgenommen, so daß bereits die Finanzminister Reitern und Bunge und der Unterrichtsminister Durnowo die Aufhebung dieser Maßregel befürwortet haben. Der jetzt von Herrn von Plehwe ausgearbeitete Abänderungsvorschlag fußt auf den entsprechenden Berichten dieser Minister und führt aus, daß die Gesetze gegen den Schmuggel einer vollständigen Revision bedürfen, weil sie in ihrer jetzigen Gestalt meist auf unschuldige Leute angewendet werden. Man sagt, daß der Generalgouverneur von Wilna, Kowno und Grodno, Fürst Swiatopolk-Mirsky, sich an maßgebender Stelle in energischster Weise für die vollständige Abschaffung der Maigesetze ausgesprochen hat. Fürst Swiatopolk-Mirsky gilt für einen Staatsmann ersten Ranges und steht wegen seines vornehmen hochsinnigen Charakters in Regierungskreisen in höchstem Ansehen.

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. Der bekannte Philanthrop Adolph Lewisohn in New York hat der Columbia Universität 250 000 Dollars zur Errichtung einer Schule für Minenbau zur Verfügung gestellt.

Vakanzen. Eberstadt bei Darmstadt. Sem. geb. Rel.-L., K., Sch. (ledig), 800 Mk. Geh., 300—400 Mk. Nebeneink. Meld. an Herrn Max Kahn. — Mannheim. Akad. geb. L., Anfangsgeh. 1600 Mk. Meld. an Herrn Machol Straus. — Culm, Westpr. Hilfsk. für hohe Feiert., 150 M. Honorar. Meld. an Vorst. — Duisburg. Rabbiner. Meld. an Herrn E. Löwe.

Feuilleton.

Ein Frauenleben.

Biographischer Roman von **E. Berg.**

(Fortsetzung.)

„Dann erkundigt Euch bei den Foulds dort! Meint Ihr, die hätten wir auch gekauft?“ rief Röschen wütend. „Das ist ja nicht Dummheit mehr, das grenzt schon an Verfolgungswahn! Und Sie, Robinsohn, Sie wollen ein Jurist sein! Heiraten Sie nur Lili, das müssen Sie jetzt, sollen sie nicht ganz und gar zum Schurken werden. Ich gönn Ihnen den Kiesel statt des Diamant. Und mög Ihr Lohn nicht Ihre Strafe werden. Denn der wackere Herz hat nicht nur Postels Glück zerstört; auch sein eigenes Kind jagt er ins Elend hinein. Sie mögen ein ganz tüchtiger Justiz-Kommissar sein, aber — es soll dies bei Leibe kein Vorwurf gegen den Toten sein — die Erbschaft nach Ihres Vaters Tode war doch mal sehr gering. Und Lili hat nichts, nicht einen Groschen.“

„Oho“, kreischte Herz, „schaut es da hinaus?! Da sollt Ihr mich noch von ganz anderen Seiten kennen lernen. Habe ich es nicht schwarz auf weiß von Emil, daß er Lili dieselbe Mitgift wie Posthuma geben muß, und daß er sich mit dem Ehrenwort verpflichtete, diese Schenkung niemals rückgängig zu machen?“

Die Doktorin erwiderte seinen triumphierenden Blick mit mitleidiger Geringschätzung: „Du könntest Dich gar schmählich verrechnet haben. . . . Wie nun, wenn Postel garnicht mehr heiraten mag?“

„Das mache einem Andern weiß. Euer Geld wird ihr schon einen Mann besorgen, den Posthumas Vergangenheit nicht stört!“

Frau Röschen tat, als hätte sie diese Bosheit garnicht vernommen; hatte sie doch noch den tötlichen Pfeil für ihren Gegner im Hinterhalt! Zudem stand Robinsohn auf und erklärte, mit so viel Fassung als ihm der Doktorin Vorwürfe und niederschmetternde Eröffnungen noch gelassen hatten: „Herr Herz, wenn anders ich noch Lilis Gatte werden soll, so darf weder von einer Unterstützung durch Herrn Stahl, noch von seiner Mitgabe für meine Frau die Rede sein.“

„Wird's auch nicht“ sagte die Doktorin trocken, „sparen Sie sich die großen Worte! Lili erhält von Emil ebenso wenig eine Mitgift wie Posthuma. Paß gut auf, mein lieber Herz! Postel heiratet einer, der sie nimmt, wie sie ist, und hätte sie auch keinen Heller in der Tasche“; und sich an dem Schrecken des verblüfften, schönen Robert weidend, fuhr sie mit boshaftem Lächeln fort: „Wer weiß? Einst wird Posthuma vielleicht den Intriguen ihres Stiefvaters noch dankbar sein; denn es ergeht ihr wie weiland König Saul: sie zog aus, um einen Esel zu suchen und hat dafür ein Königreich gefunden.“ Ohne Gruß, ohne Wort weiter rauschte sie hinaus und ließ sowohl Herz wie Robinsohn in der brennendsten Neugier und Bestürzung zurück.

Vor der Haustür saß Babette und jammerte laut, als sie Frau Röschens ansichtig ward: „Was trifft mich für Elend! Was habe ich von meinen Kindern, ich ärmste Frau! Lili sitzt und weint und spricht zu mir kein Sterbenswort, und Posthuma kommt nach Jahr und Tag nach Haus, solch ein schlechtes Kind, und geht wie eine Fremde an der Mutter vorbei, die sie geboren! O Gott, o Gott! Und ich habe sie doch unter meinem Herzen getragen!"

Jetzt stieg der Doktorin die Galle ins Blut: „Was hast du?!" fuhr sie auf Babette los. „Du rechnest es dir wohl gar als Verdienst, daß du Kinder geboren? Jede Kuh, jede Katze bringt ein Junges zur Welt und macht sich nicht groß in dieser Sache. Nur die ist eine Mutter, die über ihre Kinder wacht, die ihr Glück weiß zu halten und zu behüten! Und du hast still zugeschaut, wie dein böser Mann dein eigen Blut vergiftet und gekränkt! Eine rechte Mutter hätt nicht Schlaf und Rast gekannt, nicht ein Brotstück hätte ihr gemundet, wo ihrer Tochter Liebe und Ehre gefährdet war! Aber du weißt nichts, als zu heulen und zu jammern, und deine ganze Mutterschaft ist so viel wert, wie die Schale, aus der das Hühnchen gekrochen. . . . Arme Posthuma! Es war schon ein Elend, daß ihr der Himmel den Vater nahm, aber noch ein größeres Unglück, daß er ihr dich zur Mutter gegeben!"

Die Doktorin atmete ordentlich auf. Nun war ihr wohl, da sie sich allen Groll vom Herzen gesprochen; erleichtert stieg sie in den Wagen, um Emil und Posthuma heimzuholen. . . . .

Auf der Landstraße war es ganz still. Die Sonne glitzerte über den weißen Sand und die Kiesel, daß sie aussahen, wie von Silber; das bischen Gras, das an den Seiten des Rains sproßte, stand müde und versengt; hin und wieder neigten eine halb verblühte Schafgarbe oder ein welker Hahnenfuß lebensmatt das Haupt; keine Grille zirpte, kein Vogel sang — die Natur hielt ihren Mittagsschlaf. Das ist die Zeit, da der Landmann meint, es sei nicht gut, hinauszugehen; denn die Mittagsscheuche zieht über die Felder, und wen sie grüßt mit brennendem Mund, der bringt ein böses Kopfweh nach Haus, oder noch schlimmeres Leiden in den Gliedern. . . .

Emil blickte bekümmert auf das Mädchen, das mit trockenen Augen ins Leere starrte. „Postel", mahnte er so zart und schonend, wie ein guter Arzt einem kranken Kind zuspricht, „möchtest du einen Schluck Wein? Oder das Beste wäre, du sprächst dir die Sache vom Hals!"

„Ja, ja", nickte Postel, „sonst ersticke ich noch daran. Onkel, glaubst du, man könne nach solcher Schmach weiter leben?"

Emil erschrack. Jetzt mußte er seine Worte wägen, denn das übertriebene Ehrgefühl Posthumas war ihm nur zu bekannt. „Du bist verbittert, mein Mädchen", antwortete er sanft, „und fühlst dich mit Recht schwer gekränkt. In solcher Lage denkt und beschließt die Jugend nur allzuoft einen freiwilligen Tod. Ich will dir nicht davon sprechen, daß der Selbstmord eine Sünde wäre; denn wie du geartet bist, Trotzkopf, wirst du wohl antworten: Man sündigt auch an mir! Aber es wäre auch eine Feigheit von dir, jetzt aus der Welt zu gehen, wo dein guter Name und deine Mädchenehre deiner Selbstverteidigung bedürfen mehr denn je: all die bösen Zungen, die jetzt nur verstohlen an deinem Ruf nagen und zerren, sie werden laut ihr Gespött erheben und schonungslos herfallen über die Tote, die sich nicht wehren kann. „Es muß etwas dran sein, man stirbt nicht mit dreiundzwanzig Jahren so leicht, wenn man nicht triftige Gründe dazu hat!" O Kind, Kind! du weißt nicht, wie unedel die Menschen sein können, und wie sie über das Grab hinaus manche arme Seele noch hassen und verleumden! Und Robinsohn? Willst du, daß er glaube, du konntest seinen Verlust nicht überleben?"

„Nein", sprach sie finster, „das will ich nicht."

„Vielleicht", fuhr Emil zögernd fort, „wenn Röschen oder ich ihm die Größe seines Unrechts klar machten?"

„Onkel, kennt Ihr mich so wenig?! Dieser Mann ist mir gleichgiltig, sein Andenken für mich ausgelöscht; es ist, als wäre er nie in mein Leben getreten. Nur siehst du, die Schande! Und das mit Lili, das verwindet sich so schwer. Emil, du warst doch immer mein bester Freund?"

„Das will ich meinen!" sagte er vorwurfsvoll. „Seitdem du, ein armer, vaterloser Wurm, die Augen aufgetan, habe ich für dich gesorgt und dich geliebt, und eine bessere als du würde denken: der Mann da hat einiges Verdienst um mich. Schon ihm zu lieb bin ich's schuldig, daß ich anständigerweise am Leben bleibe."

„Du bist so gut", murmelte sie und küßte seine Hand. „Sage mir doch eines: glaubst du, ich hätte jemals etwas Böses getan?"

„Du und Böses!" Er lächelte verstohlen. „Nein, wild und ungeberdig kann meine Postel sein, aber böse handeln sah ich sie nie."

„Oder habe ich je meine Pflichten gegen Gott verletzt?"

„Meines Erachtens — mit Wissen und Willen nie."

„Nun also!" rief sie in überquellendem Schmerz, „wenn ich nichts verschuldet habe, warum straft mich Gott mit solchem Leid? Ist er doch gerecht! Warum, wenn ich, wie ich weiß und fühle, gut bin, verfolgen mich von klein auf seine Strafen?"

„Wen fragst du, Kind! Ich bin kein Schriftgelehrter und kein tiefer Denker, ich bin ein einfacher, nur das Nächstliegende erkennender Mensch und soll dir über die Absichten unseres Hergotts Aufschluß geben? Und womit soll ich dich befriedigen, dich, deren Geist gebildeter und grüblerischer ist als der meine? Ist das doch das Vorrecht der Jugend, daß sie sich klüger glauben darf als unsereiner."

„O sprich nicht so zu mir", rief sie unmutig, du siehst ja meine Not! Glaubst du wirklich, daß es einen Gott gibt, der da lohnt und straft?"

Emil stand auf. „Ich glaube an Gott, wie es meine Eltern und Voreltern getan haben; was ihren Seelen heilig war, soll es auch der meinen sein. Was vermagst du mir Besseres zu geben, als diesen Glauben? So viel künstliches Licht die Menschen auch bereiten und erfinden werden, nicht eines wird die Schönheit und Schöpfungskraft der lieben Sonne ersetzen; was auch die Philosophen an geistvollen Ideen und Lehren über Werden und Vergehen der Welt uns geben werden, der Wärme und Trostkraft unserer Religion kommt keine Wissenschaft, kein philosophisches System gleich. Denn der Mensch bedarf seines Gottes, aber Gott bedarf des Menschen nicht. Darum haben wir kein Recht, Wohlergehen für unsere Tugend zu fordern, wie es denn ja auch dem Ewigen freisteht, uns die Strafen für unsere Sünden zu erlassen; oder glaubst du, du werdest immer seiner Gnade entraten können? Undankbar bist du, mein Kind, sehr undankbar. Achtest du sie für nichts, die Lieblichkeit, mit der dich dein Schöpfer ausgestattet, und daß wo immer du hinkommst, du die Freude der Menschen bist? Also das Gute wolltest du annehmen von dem Herrn, und das Böse wolltest du nicht annehmen? . . . Was ist dir denn so Fürchterliches geschehen? Millionen Mädchen haben den Geliebten ihres Herzens verloren und es still getragen und stark."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Arthur Scholem in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.